

Bibliothek für Alle

Illustrierte Monatsbände
für Jung und Alt.

Reichhalt. Inhalt an Text und
Illustrationen unter Mitwir-
kung erster Autoren u. Künstler.

Vierter Jahrgang.

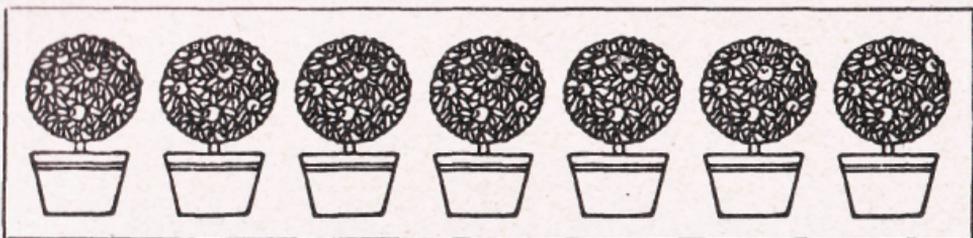


Verlag
der Bibliothek für Alle, Dresden-N.6.

Ernst Globig, Berlin SW. 68
Rudolf Lechner & Sohn, Wien
Hans Bernhard Söhne, Chur
Jakob Rath, Stuttgart.

Jährlich 13 Bände à 60 Pf., 75 h, 80 Cts.





Stern β im Großen Bär.

Aus dem Leben und der Praxis Thomas Marks.
Kriminalroman von William Kahn.



1. Kapitel.



twa 15 Jahre werden es jetzt her sein, daß ich die Bekanntschaft Thomas Marks machte. Ich war damals ein junger Rechtsanwalt mit wenig Praxis und noch weniger Einkommen.

Voll von Rechtsgelehrsamkeit, war mir daher wenig Gelegenheit gegeben, diese richtig zur Geltung zu bringen. Ich suchte diesem Mangel dadurch abzuhelpfen, daß ich, wenn es irgend anging, mein Wissen gratis zum besten gab. Es kann daher nicht wundernehmen, daß ich von meinen Bekannten, und deren hatte ich von meiner Universitätszeit her noch eine Menge, sowie in Gesellschaften, zu den ich eingeladen war, bald als ein wandelndes Gesetzbuch betrachtet wurde.

Wirklich hatte ich nach kurzem auch den Erfolg zu verzeichnen, daß nicht eine Gesellschaft verging, wo es mir nicht gelungen wäre, wenigstens eine Belehrung an den Mann zu bringen.

Wie oft ich allerdings auf Scherze hineinfiel, oder welchen Vorteil meine Klasse davon hatte, mag dahingestellt bleiben. Genug, mir war es toternst mit meiner Sache!

Wie gewöhnlich war ich auch an jenem Abend — es war in einer größeren Gesellschaft — damit beschäftigt, meine juristischen Kenntnisse ins beste Licht zu stellen.

Ich sprach gerade über den Wert des Indizienbeweises, auf welchen allein hin vor einiger Zeit ein Mörder, dessen Schuld von mehreren Seiten stark angezweifelt wurde, zum Tode verurteilt worden war.

Mein Urteil fiel dahin aus, daß ich dem Indizienbeweis einen hohen Wert zusprach.

Meine Erörterungen fanden auch allgemeinen Beifall. Nur ein Herr schloß sich meinen Ausführungen nicht an. In ruhiger aber energischer Weise widersprach er mir. Es entspann sich ein heftiger Streit, der damit endigte, daß mein Gegner zwar nicht vollständig als Sieger aus dem Kampfe hervorging, es mir aber auch nicht gelang, seine Behauptungen zu widerlegen.

„Nun,“ sagte ich schließlich mit überlegener Miene, „ich halte es für überflüssig, Sie zu überzeugen. Denn Sie als Laie werden sich doch kaum jemals ein richtiges Urteil bilden können.“

Hiermit stand ich auf und ließ den Herrn, der mir zwar vorgestellt worden war, dessen Namen ich aber nicht verstanden oder doch längst wieder vergessen hatte, mit dem für mich erhebenden Gedanken zurück, zulezt doch noch einen Trumpf ausgespielt zu haben.

Beim Abschiednehmen konnte ich nicht umhin, mich dem Gastgeber gegenüber diesbezüglich zu äußern.

„Sie meinen Ihren Streit mit Herrn Warf? Ich habe schon davon gehört“, sagte mein Wirt lächelnd. „Ein Laie ist Thomas Warf allerdings nicht. Sie dürften wohl schon von ihm gehört haben?!“

„Thomas Warf,“ sagte ich nachdenkend, „.... doch nicht etwa der berühmte Privatdetektiv?“

„Derselbe“, war die Erwiderung.

Verblüfft nahm ich Abschied, mit dem angenehmen Bewußtsein, mir eine Blöße gegeben zu haben.

Solche und andere unangenehme Gedanken waren es, die mich am folgenden Nachmittag bei einem Spaziergang beschäftigten.

Der Zustand meiner Praxis hatte sich im Laufe des Tages nicht geändert, oder, was dasselbe sagen will, Klienten waren wie gewöhnlich — nicht erschienen.

Meine Spaziergänge erstreckten sich auf die weitausgedehnten Felder, welche Berlin damals noch umgaben. Sie waren von meiner Wohnung aus — Sparsamkeitsrückichten zwangen mich, diese im äußersten Norden der Stadt zu mieten — bald zu erreichen.

Heute sollte mir eine Überraschung bevorstehen. Ich hatte eben die letzten Häuserblocks hinter mir gelassen und befand mich auf freiem Felde, als ich kurz vor mir einen Mann gehen sah, der mir bekannt vorkam. Schärfer hinsehend, erkannte ich zu meinem größten Erstaunen meinen gestrigen

Gegner. Mit wenigen Schritten war ich an seiner Seite und begrüßte ihn.

Wark sah auf und erwiderte freundlich meinen Gruß, schnitt aber, als ich mich wegen des gestrigen Vorfalls entschuldigen wollte, meine Rede kurz ab.

„Ich habe Ihnen redlich zugesetzt, und Sie haben mich nicht geschont, Herr Burnt, damit sind wir quitt!“

Ich drückte meine Bewunderung aus, ihn hier zu treffen.

„Die Gelegenheit, ohne großen Zeitverlust etwas frische Luft schöpfen zu können, führt mich hierher“, war die Antwort. „Ich wohne hier ganz in der Nähe. Um nämlich in der wenigen freien Zeit, die mir mein Beruf noch läßt, einigen kleinen Liebhabereien nachhängen zu können, brauche ich Ruhe, die man meistens in der Stadt nicht hat. Daher habe ich mich entschlossen, mein Heim an der stilleren Stadtperipherie aufzuschlagen.“

Während des Gespräches hatte ich Muße gehabt, meinen Begleiter zu betrachten.

Wark war von unterseßter Gestalt. Seine Gesichtszüge waren die eines Durchschnittsmenschen. Erwähnenswert wären vielleicht nur sein schlotternder Gang, eine nervöse Beweglichkeit der Hände und seine abnorm großen Ohren gewesen. Was seine Beileibtheit anbetrifft, so hätte sich diese keineswegs der Sympathie eines Julius Cäsars zu erfreuen gehabt. Seine Augen, die beständig den Erdboden zu suchen schienen, konnten allerdings, wie ich später oft Gelegenheit hatte zu bemerken, einen derartigen Glanz annehmen, daß das ganze Gesicht plötzlich wie verwandelt war.

In einem solchen Augenblick merkte man wohl, daß man einen intensiven Denker vor sich hatte.

„Welcher Methode ich meine Erfolge verdanke?“ antwortete Warf auf meine diesbezügliche Frage.

„Nun, meiner eigenen. Für mich ist jeder Fall eine mathematische Gleichung, deren einer Teil, nämlich das Ergebnis — der augenblickliche Tatbestand — bekannt ist. Dieses Ergebnis versuche ich derart in seine Einzelteile zu zerlegen — zu analysieren —, daß umgekehrt — synthetisch kombiniert — die so gefundenen Einzelbestandteile wieder das Ganze — den Tatbestand —, von dem ich ausgegangen bin, ergeben müssen Sind nun beide Operationen vollständig gelungen, so bin ich hinreichend orientiert!“

„Ja, wie gelangen Sie aber zu Ihren Analysen?“ drängte ich interessiert.

Warf lächelte fein: „Sie meinen, wie die Grundlage meiner Methode beschaffen ist? Sie sieht einfach genug aus! Sie beruht auf einer Kunst, die sich sogar jeder Laie zu eigen machen müßte. Ich meine die Beobachtungskunst!“

„Glauben Sie denn,“ frug ich erstaunt, „daß die Beobachtungskunst auch im täglichen Leben von solcher Bedeutung ist?“

„Denken Sie nur daran,“ war die Erwiderung, „bei wie vielen Kulturerrfindungen nur eine richtige Beobachtung der Vater des Gedankens war! Ja, man kann sogar ruhig sagen, daß ein guter Beobachter imstande ist, bei jedem lebenden oder toten Gegenstand, so fremd er ihm bis dahin auch gewesen sein mag, irgend etwas festzustellen, das ihn oft in die Lage versetzt, mitunter die weit-

gehendsten Folgerungen bezüglich des Schicksals usw. des beobachteten Objektes zu ziehen!"

Mein Widerspruchsgeist regte sich. „Bei lebenden Dingen, die vieles durch ihre Handlungen, Äußerungen usw. verraten, das will ich vielleicht zugeben!“ rief ich. „Aber bei toten, starren Körpern ist auf diese Weise, belangreiches wenigstens, nicht zu erfahren.“

„Vergessen Sie nicht, daß diese toten Dinge auch nichts von Verstellung wissen!“ war die ernste Entgegnung.

Ich war durchaus nicht überzeugt. „So, so! Nun, dann werden Sie auch sicherlich mit Hilfe Ihrer Beobachtungskunst eine Unmasse von dem alten Wagen dort erfahren können?“ sagte ich, ironisch lächelnd.

Wir hatten uns inzwischen einem primitiven Wirtshause genähert, das, auf freiem Felde gelegen, jedenfalls für Landarbeiter, vorüberfahrende Kutscher und dergleichen berechnet war.

Louis Berg Ww.

Landbrotbäckerei

gegr. 1884.

stand auf dem Planzeug des Wagens zu lesen, welcher sich vor dem Wirtshause befand. Dieses Gefährt hatte ich Warf spottweise bezeichnet.

Mein Begleiter blieb stehen und betrachtete kurze Zeit aufmerksam das Fahrzeug.

Dann nickte er befriedigt und wandte sich zu mir. „Der Wagen erzählt jedem, der es wissen will, einiges aus der Lebensgeschichte seiner Besitzer! Dieser Berg ist allem Anschein nach erst vor kurzer Zeit verstorben. Er war ein Trinker

und roher Patron, der sein Geschäft sehr vernachlässigte. Seine Witwe scheint eine tüchtige Frau zu sein!“

Ungläubig den Kopf schüttelnd, hatte ich zugehört, denn ich konnte an dem Wagen nichts entdecken, was Warfs Folgerungen auch nur im entferntesten gerechtfertigt hätte.

Wark kam einer Frage zuvor. „Sehen Sie sich die Aufschrift näher an. Sie werden finden, daß die Abkürzung ‚Ww‘ noch ganz frisch erscheint, während die übrigen Worte schon stark verblaßt sind. Die Aufschrift ist also vor nicht langer Zeit ergänzt worden, und zwar als Frau Berg Witwe wurde. Dieser Zeitpunkt kann daher auch nicht weit zurückliegen. Weiter! ... Kein Eigentümer läßt von einem Angestellten sein Pferd so unmenschlich behandeln, wie es mit diesem Fliegen-schimmel dort geschehen ist. Betrachten Sie nur den Rücken des Tieres. Er ist von durch Peitschenhiebe verursachten, jetzt vernarbten Wunden geradezu übersät. Es ist also nur anzunehmen, daß Berg selbst der rohe Tierquäler war. — Und der Trunkenbold? ... Nun, sehen Sie sich die hinter dem Auftritt zum Kutschbock befindliche Leinwand an. Sie ist, jetzt allerdings ausgebeffert, ringsherum strahlenförmig auseinandergerissen gewesen. Als Folge davon, daß der Kutscher, also hier wohl Berg, oft den Auftritt verfehlte und in die Leinwand trat. Dies kann aber nur Trunkenheit erklärlich machen, denn die Auftrittstiege ist ganz bequem zu erreichen.“

Da sich endlich der ganze Wagen in einem elenden Zustande befand — Sie sehen die Flecken

im Zeltdach sind neueren Datums und auch das linke Vorderrad ist ersetzt worden —, so geht daraus hervor, daß der Mann dem Gefährt, das doch sicherlich ein Hauptbestandteil seines Geschäftes bildete, und somit auch diesem selbst nur wenig Sorgfalt zugewandt hat... Für die Witwe ist es aber entschieden ein Zeichen der Tüchtigkeit, daß sie augenscheinlich danach trachtet, die entstandenen Schäden wieder gut zu machen... Die Folgerungen sind doch so einfach, daß sie sich einem direkt aufdrängen müssen!“

„Ja, ja, ganz recht! direkt aufdrängen müssen!“ wiederholte ich mechanisch.

Es war das erste Mal, daß mich Warfs „einfache Folgerungen“ verblüfften. Wie oft sollte dies später noch geschehen!

2. Kapitel.

Wir trafen uns von nun an öfter auf unseren Spaziergängen. Bald hatten wir einen gemeinsamen Berührungspunkt entdeckt. Warf trieb gleich mir, nur viel systematischer als ich, Altertumsforschungen. „Neben der Mathematik die einzige Liebhaberei, zu der mein Beruf mir Zeit läßt“, hatte er sich hierüber geäußert.

Eines Tages lud er mich zu sich ein, um mir eine seltene Münze, die er in seiner Sammlung besaß, zu zeigen.

Nie werde ich den Augenblick vergessen, als ich zum ersten Male sein Zimmer betrat. Dichte Rauchwolken füllten den ganzen Raum derart an, daß es unmöglich war, auch nur einen Gegenstand unterscheiden zu können. Endlich entdeckte ich einen

Lichtstrahl, der wie aus weiter Ferne zu mir herüber drang. Er ging, wie ich nach und nach bemerkte, von einer Lampe aus, vor der, über den Tisch gebeugt, eine Gestalt saß.

Diese richtete sich auf und eine bekannte Stimme rief mir zu: „Ah, guten Abend, aber treten Sie doch näher. Ach so, die Luft ist wohl etwas dick! Na, dem soll gleich abgeholfen sein.“ Damit sprang Warf auf und öffnete das Fenster. „So, jetzt wird es besser gehen“, sagte er munter, mich herzlich begrüßend.

Im Laufe des folgenden Gesprächs erfuhr ich auch dann, was es mit dieser verräucherten Luft für eine Bewandnis hatte. „Ich rauche mitunter in der Stunde 5—6 und oft noch mehr schwere Zigarren“, erzählte Warf. „Es ist dieses mein einzigstes Reizmittel, um die Gehirntätigkeit anzuregen, dafür mir aber auch unentbehrlich!“

Ich hatte mich inzwischen in der Stube umgesehen. Die Möblierung schien in dem großen Raum Nebensache gewesen zu sein, denn sie beschränkte sich auf die notwendigsten Sachen. Der weitaus größte Teil des Zimmers wurde von einer Unmasse von Büchern eingenommen. Überall standen oder lagen solche herum. Aber was enthielt nicht diese Bibliothek alles! Schon eine flüchtige Musterung ließ ihre Mannigfaltigkeit erkennen. Da waren fast beängstigend starke mathematische Werke. Solche naturwissenschaftlichen oder philosophischen Inhalts neben Geisteserzeugnissen der berühmtesten Kriminalpsychologen aller Länder. Da standen Sprachführer und dicke Lexika.

Und trotz des scheinbaren Durcheinanders konnte man bald die musterhafte Ordnung erkennen, die es dem Besitzer ermöglichen mußte, jedes Buch selbst im Dunkeln sofort herausfinden zu können.

Ich gab meinen Gedanken Ausdruck. „Wenn Sie Ihre Wohnung wechseln, ist es wohl für Sie ein schönes Stück Arbeit, die vorherige Ordnung bei den Büchern wieder herzustellen?“

„Für den Fall eines Umzuges,“ erwiderte Warf, „habe ich mir nach meinen Angaben Behälter bauen lassen, worin die Bücher so untergebracht werden, daß ihre ursprüngliche Zusammenstellung nicht im geringsten leidet. Hoffentlich bin ich aber von dieser Eventualität noch weit entfernt. Ich habe es mit meiner jetzigen Wirtin selten gut getroffen; mit Ausnahme, daß sie ab und zu vom Scheuerteufel befallen wird, ist sie ein Prachtexemplar ihrer Gattung!“

Anscheinend hatte ich einen wunden Punkt berührt, denn Warf brach kurz ab und ging zu dem eigentlichen Zweck meines Kommens über.

Später wurde mir dann noch bekannt, daß Warf, der die Beschwerlichkeiten einer eigenen Wirtschaft nicht auf sich nehmen wollte und konnte, unter einem ewigen Quartierwechsel zu leiden hatte. Warf, der ein Ordnungsfanatiker war, wollte nämlich in den von ihm bewohnten Räumen absoluter Alleinherrscher sein. Er konnte außer sich geraten, wenn etwa eine seiner Wirtinnen es sich einfallen ließ, während seiner Abwesenheit in dem von ihm geschaffenen Zustand der Dinge auch nur die kleinste Änderung eintreten zu lassen.

Die Freude über die gute Wahl seiner jetzigen Wirtin sollte auch nicht zu lange währen. Als er eines Tages heimkehrte, fand er zu seinem Entsetzen die gute Frau mit Scheuertuch und Seifenwasser in seinem Zimmer eifrig beschäftigt, wobei sie das Unterste zu oberst gekehrt hatte. Noch zur selben Stunde kehrte Warf diesem überreinklichen Heim den Rücken.

Einer Einladung von mir folgend, zog er nun vorläufig zu mir. Und ich hatte dies nicht zu bereuen! Auch dann nicht, als sich das „Vorläufig“ als ein „Für immer“ entpuppte. Schon bald sollten sich die wohltätigen Folgen unseres Zusammenwohnens für meine fernere Lebensbahn zeigen. Denn, hatte ich Warf bis dahin den kläglichen Stand meiner Praxis verschwiegen, so konnte ihm dies jetzt nicht mehr verborgen bleiben. Auf unauffällige Weise empfahl er mich seinen zahlreichen Klienten, so daß mein Weizen nunmehr zu blühen begann.

Einige Zeit dauerte es allerdings, bis ich mich an sein oft sonderbares und launisches Benehmen gewöhnt hatte. Auch konnte ich mich erst nach und nach mit dem Gedanken vertraut machen, unsere Wohnung fast ständig durch Zigarrenrauch wie eine Schmiedeeffe verqualmt zu sehen.

Um nicht zudringlich zu scheinen, ließ ich in mein Verhältnis zu Warfs Berufstätigkeit keine Änderung eintreten. Ich erfuhr nur soviel davon, was mir Warf aus freien Stücken erzählte. Aber auch dies genügte, um mein Interesse aufs höchste zu spannen.

Welche Niedrigkeit des menschlichen Charakters wurde mir durch Warfs Erzählungen offenbart.

Tief erschüttert vernahm ich von Verbrechen, Meisterstücken ihrer Art, bei welchen hochveranlagte Menschen sich nicht gescheut hatten, ihr Genie zum Diener ihrer mehr oder minder niederen Taten herabzumwürdigen. Dramatiker hätten hier mehr als einen bearbeitungswerten Stoff gefunden.

„Hast Du nicht einmal daran gedacht, Deine Erlebnisse zu veröffentlichen?“ frug ich ihn einst. „Nie, und ich werde auch nie daran denken. Zur Ausführung eines solchen Planes würde mir nicht mehr als alles fehlen —, Lust, Zeit, Geduld und sicher auch die Begabung, bei einem großen Publikum stets das nötige Interesse wachzurufen. Ich gedenke allerdings später ein Werk zu verfassen, worin ich meine Aufzeichnungen verwerthen werde, aber diese Arbeit ist für einen viel engeren Leserkreis berechnet!“

Ein Gedanke blitzte in mir auf, der immer fester Wurzel faßte und — einige Zeit nach dieser Unterredung hatte ich von Warf die Erlaubnis, seine Erlebnisse zu veröffentlichen.

Von nun ab wohnte ich, wenn es irgend anging, allen Verhandlungen, die Warf mit seinen Klienten führte, bei. Ich war hierdurch in der Lage, den Verlauf des betreffenden Falles vom Beginn an verfolgen zu können.

Übrigens wurde mir auf meinem Posten als Gefährte des beruflich tätigen Detektivs Warf nur zu bald klar, welche klägliche und nichtsagende Rolle ich hier spielte. Nur etwas konnte mich mit ihr versöhnen: Der Gedanke, was für eine Fülle von Material nunmehr meiner wartete.

Wie richtig dieser Gedanke in der Folge war, wird wohl am besten durch die Tatsache bewiesen, daß nicht lange darauf, ehe ich zu meiner ersten Veröffentlichung schritt, bis zuletzt immer noch drei Fälle als gut verwertbar in Betracht kamen. Da war die grauenhafte Affäre des Hamburger Rheders Marke und die nicht minder Aufsehen erregende des großen Bankschwindlers Rufen. Bei diesen beiden entschloß ich mich endlich, von einer Veröffentlichung abzusehen, da es im ersten Falle selbst Warf nur gelang, die äußerst dunklen Verbrechen soweit aufzuklären, daß eine Verurteilung Markes — einer Bestie in Menschengestalt — erfolgen konnte. Viele Punkte blieben gänzlich unaufgeklärt — und werden es wohl ewig bleiben. In der Rufenaffäre aber brachte der raffinierte Täter es fertig, noch im Augenblicke seiner Verhaftung durch Nachlässigkeit einiger Unterbeamten zu entkommen. So fiel denn meine Wahl auf die Begebenheit, von der ich hier berichten will. Es ist dies die in mehr als einer Hinsicht äußerst merkwürdige Angelegenheit des Astronomieprofessors Rankoff

3. K a p i t e l.

An dem zwar schönen, aber sehr heißen Augustmorgen des Jahres 18., an welchem die nachstehend geschilderten Ereignisse sich abzuspielen begannen, stand Warf an einem Fenster meines Wohnzimmers und starrte gelangweilt zur Straße hinab, während ich mich an meinem Frühstück gütlich tat.

„Lohnt das Lesen?“ wandte sich mein Freund zu mir, auf die Zeitung deutend, die ich soeben

aus der Hand gelegt hatte. „Na, belangreiches wirst du kaum finden. Wir sind jetzt in der Zeit der sauren Gurken“, entgegnete ich achselzuckend.

„Nachgerade merke ich das nun auch!“ meinte Warf unwillig. „Seit Wochen kein vernünftiger Fall mehr. Was meinst Du zu einer kleinen Erholungsreise? Die Gerichtsferien lassen Dir ja noch über einen Monat Zeit!“

Ich kaute ruhig weiter, ohne eine Antwort zu geben. Wußte ich doch aus Erfahrung, daß Warf außerberuflich auch nicht einen Tag aus Berlin herauszubringen war.

„Alles trachtet jetzt danach, unsere zum Siedofen gewordene Hauptstadt hinter sich zu lassen!“ fuhr Warf auch wirklich gleich fort. „Gestern mittag spreche ich vorübergehend schnell einmal auf dem Präsidium bei dem Inspektor Kraut vor — Du kennst ihn doch —, um vielleicht etwas Neues zu erfahren. Na, finde ich da den braven Mann in bequemster Stellung auf seinem Sessel ausgestreckt, eine Flasche Mosel vor sich, im Studium — eines Wandkalenders vertieft. „Er sehe nur mal nach, wann der Urlaub seines Kollegen ablaufe und der seinige beginne“, erklärte er mir.

„In dieser Gluthitze sicherlich die einzige standesgemäße Beschäftigung für einen Staatsbeamten!“ sagte ich lachend.

„Sollten wir es ist eine Bahndroschke . . . sie suchen — nein, wir bekommen Besuch!“ rief Warf plötzlich von seinem Fensterplatz und eilte gleich darauf nach seinem Zimmer, um sich fertig anzukleiden. Eiligst folgte ich seinem Beispiel. Ich konnte gerade noch das Empfangszimmer er-

reichen, wo ich Warf bereits vorfand, da trat der frühe Besuch schon herein.

Es waren zwei Herren, von denen der eine sich dem Greisenalter nähern mochte, denn sein Haupt- und Barthaar war bereits mit weißen Strähnen durchsetzt und sein intelligentes Gesicht von zahlreichen Runzeln durchzogen. Auf seiner Nase saß ein Aneiser mit starken Gläsern. Der andere Fremde war bedeutend jünger und kleiner als sein Gefährte. Der eine trug einen leichten Paletot, während der letztere in einen grauen Kragenmantel gehüllt war. Beide Kleidungsstücke waren von dem Genre, wie man es wohl bei Reisezwecken bevorzugt.

„Ist Herr Thomas Warf zugegen?“ frug der ältere Besucher, bald mich, bald Warf ansehend.

„Das bin ich“, entgegnete dieser, dem Zweifel des Fragestellers ein Ende machend. „Darf ich fragen, was Sie zu mir führt, Herr“

„Mein Name ist Rankoff!“ fiel dieser ein, um uns dann seinen Begleiter als „Doktor Loken“ vorzustellen. „Wir kommen als Hilfesuchende, Herr Warf“, fuhr er fort. „Unser Anliegen“, er unterbrach sich, einen flüchtigen Seitenblick auf mich werfend.

Warf verstand sofort. „Sprechen Sie nur“, ermunterte er. „Herr Rechtsanwalt Burnt — mit einer leichten Handbewegung machte mich Warf mit unserm Besuch bekannt — ist mein vertrauter Freund, durch dessen Anwesenheit Sie sich nicht brauchen beirren lassen Aber wollen Sie nicht erst!“

Rankoff ließ ihn gar nicht ausreden. „Ein schändliches Verbrechen ist an uns begangen

worden!“ brach er aufgeregt los. „Es ist unbedingt notwendig, daß Sie“

„Einen Augenblick, bitte“, unterbrach ihn Warf nun seinerseits. „Legen Sie doch erst einmal die Mäntel ab, dann läßt sich viel gemütlicher plaudern!“ Er half ihnen beim Ablegen.

Derartige Höflichkeitsakte, deren Zeitdauer er immer möglichst auszudehnen bestrebt war, gebrauchte Warf gerne als kleines Beruhigungspulver für aufgeregte Klienten.

„So, und nun erzählen Sie mir, was Sie veranlaßt hat, noch in später Stunde so eilig den Zug zu besteigen und von der Ostgrenze des Reichs hierher zu kommen!“ wandte er sich nun wieder Rankoff zu.

Auch hier hatte, wie es sich sogleich zeigte, das Mittelchen nicht versagt. „Bis ans Ende der Welt würde ich zu kommen suchen, wenn ich dort sichere Hilfe zu finden glaubte!“ rief Rankoff, aber schon bedeutend ruhiger als vorher. Jetzt erst schien ihm etwas aufzufallen. Er hielt inne und sah Warf verblüfft an.

„Sie sind erstaunt über meine Kenntniß?“ meinte dieser lächelnd. „Nun, die Erklärung ist einfach genug. Ich bemerkte in Ihrer Manteltasche ein Kursbuch, derart umgebogen, daß der Fahrplan Emdener-Berlin nach außen gekehrt ist. Die Seite schien sehr zerlesen und die Rubrik des Schnellzuges, der 10,03 Emdener verläßt, ist mehrmals von schwachen Bleistiftstrichen durchzogen, wie sie wohl entstehen, wenn man öfter mit einem Bleistift den Verlauf der Fahrt im Kursbuch kontrolliert. Daß Sie gar kein Gepäck

mit sich führen — Sie kamen zwar in einer Bahn-
gepäckdroshke, aber jedenfalls nur deshalb, weil es
die erste war, der sie, auch wieder in der Eile,
habhaft werden konnten —, läßt darauf schließen,
daß die Abreise eine eilige war. . . Doch fahren Sie,
bitte, fort.“

Verzweifelt begann Rankoff wieder: „Wenn
Sie mir nicht helfen können, Herr Warf, geht mir
nicht nur die Frucht meiner Lebensarbeit verloren,
sondern auch die Wissenschaft erleidet einen auf
lange Zeit hinaus unerseßlichen Verlust, wenn sie
nicht gar überhaupt nie mit jenen Tatsachen, die
die Existenzinteressen der ganzen Menschheit so
eng berühren, bekannt wird. Also, Herr Warf,
hören Sie bitte.“

Ich bin von Geburt Russe. Mich früh für
Naturwissenschaften interessierend, warf ich mich
schließlich auf das besondere Studium der Astrono-
mie. Lange Jahre hatte ich an der St. Peters-
burger Universität eine Professur inne, bis ich
vor etwa 25 Jahren mein Werk „Über die Stabilität
des Weltalls“ begann. 20 Jahre habe ich mit
geringen Unterbrechungen daran gearbeitet. Da
mir in meinem Vaterlande infolge der fortwähren-
den politischen und sozialen Streitigkeiten, in die
man auch mich hereinziehen versuchte, die zur
Arbeit nötige Ruhe fehlte, verließ ich Rußland
und begab mich nach Deutschland, wo meine sehr
begüterte Familie nahe der Grenze bei dem
Städtchen Rittau — Professor Rankoff nannte
hier einen anderen Namen, jedoch halte ich es im
Interesse einer noch inmitten des öffentlichen
Lebens stehenden Person für dringend geboten,

von seiner Nennung abzusehen — seit alters her ein Gut besitzt. Ich richtete mir dort eine kleine Sternwarte ein. Den Hauptbestandteil, das Fernrohr, ließ ich nach meinen eigenen Angaben bauen. Nach Beendigung meiner Arbeit wollte ich Deutschland wieder verlassen, und deshalb waren bei dem Bau des Instruments, das bei meiner Rückkehr in mein Vaterland nach dort überführt werden sollte, viele Punkte zu berücksichtigen. Allen Anforderungen entsprechend, mußte es z. B. doch leicht an Gewicht und gut transportabel sein. Nun, die Konstruktion fiel ausgezeichnet aus und von dieser Seite hätte mir nichts im Wege gestanden, jetzt meinen Plan auszuführen, wenn nicht dieses schreckliche Ereignis eingetreten wäre. Doch ich will der Reihe nach erzählen.

Nach Veröffentlichung meines Werkes — trotzdem es eine weit größere Verbreitung gefunden hat als ich je glaubte, weiß ich nicht, Herr Warf, ob Sie — — — — —“

„Ich besitze Ihr Werk, Herr Professor!“ fiel Warf ein. „Beim Durchstudieren des Buches habe ich es mir nicht träumen lassen, daß ich noch einmal die Ehre haben würde, den Autor persönlich und, wie es scheint, sogar in einer Berufsangelegenheit kennen zu lernen. Wie ich mich erinnere, bestreiten Sie jede Stabilität im Weltall und stellen eine Hypothese auf, wonach schon nach Verlauf von 800 bis 1000 Jahren große Veränderungen im Weltenraume wahrscheinlich sind, was natürlich einen ungeheuren Einfluß auf unser Sonnensystem haben würde. In vielfacher Hinsicht sind Sie also ein direkter Gegner der Ansichten von

Laplace, die dieser in seinem berühmten Werke „Die Mechanik des Himmels“ niedergelegt hat. Trotzdem sich Ihre Theorien auf, aus vorzüglichen Beobachtungsergebnissen und Berechnungen gefolgerte Schlüsse stützen, deren auf den ersten Blick zwingend erscheinende Logik bestechend wirkt, wodurch sich das Aussehen, das Ihr Werk, Herr Professor, in den weitesten Kreisen erregt hat, sehr wohl erklären läßt, fehlt schließlich doch ein Beweis, der alle Anzweiflungen Ihrer Herren Kollegen, die schnell genug mit der kritischen Sonde zur Hand waren, widerlegt!“ — — —

„Gerade deswegen bin ich hier!“ unterbrach ihn Kantoff ungeduldig. „Das Buch hatte, wie dies in solchen Fällen gewöhnlich der Fall ist, viele Gegner. Diese forderten von mir laut einen direkten Beweis für meine Behauptungen. Einen solchen jemals zu finden, hatte ich schon jede Hoffnung aufgegeben und wollte ich damals, mit dem Erreichten mich begnügend, in meine Heimat zurückkehren, als ich mit Herrn Doktor Lohsen bekannt wurde. Er fragte eines Tages bei mir an, ob ich vielleicht gesonnen wäre, ihm die Sternwarte mit ihren Instrumenten pachtweise zu überlassen! Wollte ich schon das Fernrohr nicht zurücklassen, so mußte ich auch dies Anliegen schon aus dem Grunde abschlägig bescheiden, weil „Feldheim“, worauf sich die Warte befindet, nicht mir, sondern meinem Vetter gehört und dieser zu jener Zeit im Sinne hatte, bald nach meiner Abreise dort ein fabrikanähnliches Etablissement zu errichten, was sicherlich die Vernichtung des Sternwartebaues zur Folge gehabt hätte.“

Nachdem ich Loken dies alles dargelegt hatte, schien er so niedergeschlagen, daß ich, der ich begreiflicherweise schon sehr interessiert war, mir erlaubte, nach näheren Einzelheiten zu forschen. Nach einigem Zögern erzählte mir nun Loken zu meiner Überraschung, daß er sich auf dem Wege glaubte, den vergeblich bisher gesuchten Beweis zu meinen Hypothesen erbringen zu können. Wollte er aber seine Arbeit weiter und erfolgreich zu Ende führen, so bedurfte er jetzt eines äußerst günstig gelegenen Observatoriums und erstklassiger Instrumente. Beides glaubte er bei mir zu finden —, wie sich nun herausstellen sollte, eine falsche Hoffnung. — — —

Diese erste Unterhaltung —, Sie können sich denken, Herr Wark, daß sie nichts weniger als eindrucklos an mir vorübergegangen war, bildete die Einleitung zu vielen weiteren Schnell hatte ich einen Plan gefaßt gehabt und suchte nun Gegenliebe für diesen bei Loken zu finden. Wie es zuerst schien, vergeblich. Endlich setzte ich aber doch etwas durch, an dessen Gelingen ich anfangs kaum zu glauben wagte: Um durch meine, eines in der Astronomie genau Erfahrenen, Hilfe und die Unterstützung, die ich ihm durch Überlassung des Observatoriums samt Einrichtung, hauptsächlich des Fernrohrs, zukommen lassen konnte, bedeutend schneller und sicherer an das ersehnte Ziel zu gelangen, als ihm das alleine je möglich gewesen wäre, hatte Loken beschlossen, mit mir zusammen an die Ausarbeitung seiner beabsichtigten Veröffentlichung zu gehen. Mag man über den Wert meiner Hilfe für Loken denken, wie man will,

Sie können sich vorstellen, was für eine Freude ich darüber empfand, daß es mir nunmehr vergönnt war — falls unsere Arbeit gelang —, den Beweis für die in meinem Hauptwerke ausgesprochenen Hypothesen erbringen zu können.

Ich setzte mich sofort mit meinem Vetter in Verbindung und erreichte, daß er vorläufig und, da sich kurze Zeit nachher das Unternehmen als verfehlte Spekulation erwies, somit für immer von seinem Projekte abkam. Wir konnten jetzt also mit unserer Arbeit ungestört beginnen. Loken bezog als sein Wirkungsfeld das Observatorium, während ich daran ging, den Nachtrag zu meinem Werke fertigzustellen. Den Abschluß sollte eben jener erbrachte Beweis bilden.

Seitdem sind 5 Jahre verflossen, Jahre fleißiger Arbeit. Mein Nachtrag war fertig, ich wartete nur noch auf das Produkt von Lokens Tätigkeit. Aber dieser hatte noch ziemliche Schwierigkeiten zu überwinden. Er mußte zuletzt immer neue Berechnungen aufstellen, um auch die wieder schließlich zu verwerfen. Erst vorige Woche konnten endgültige Resultate erzielt werden.

Da es sich jetzt nur noch um Kleinigkeiten handelte, war meine Anwesenheit nicht mehr notwendig und so reiste ich, die Gelegenheit benutzend, nach Petersburg, um meinen Verwandten einen schon lange versprochenen Besuch abzustatten.

Gestern abend kehre ich nach fünftägiger Abwesenheit nach Rittau zurück und begeben mich, in „Feldheim“ angekommen, sofort nach dem Observatorium, um Loken aufzusuchen. Wer beschreibt nun mein Entsetzen, als ich dort niemand

vorfinde, wohl aber die Eingangstür zur Warte und später den Schrank, wo Loken seine Arbeiten aufzubewahren pflegte, erbrochen finde! — ... Ersparen Sie mir das Weitere, Herr Warf, Loken wird Ihnen das besser erzählen können! Nur daß eiligste Hilfe not tut, möchte ich noch erwähnen. Bei der ersten, flüchtigen Untersuchung wurde nämlich festgestellt, daß es sich nur um einen Gelegenheitsdiebstahl handeln könne, der von einem vorübergehenden Landstreicher oder dergleichen verübt war. Beabsichtigt konnte der Raub der Papiere nicht sein, da niemand von unserer Arbeit Kenntnis hatte!“ Der alte Herr hielt erschöpft inne, sich den Schweiß von der Stirne wischend.

Aufmerksam hatte Warf zugehört. Bei den letzten Worten des Professors bemerkte ich aber zu meinem Mißbehagen, daß Warf an seiner Unterlippe zu nagen begann —, hier ein sicheres Zeichen, daß er daran dachte, seine Hilfe nicht zuzusagen.

„Wenn dem wirklich so wäre, Herr Professor,“ entgegnete er jetzt langsam, „dann müßte ich bedauern, mich mit Ihrer Angelegenheit nicht beschäftigen zu können —, aus dem einfachen Grunde, weil jede Hilfe ausgeschlossen wäre. Es liegt Ihnen in erster Linie daran, die Dokumente unbeschädigt wiederzuerlangen. Wenn ich nun schleunigst ans Werk gehe, gelingt es mir vielleicht, den Täter zu ermitteln, ohne daß Sie aber deshalb wieder in Besitz Ihres Eigentumes zu kommen brauchen. Vielmehr ist es bei der von Ihnen ausgesprochenen Annahme sehr wahrscheinlich, daß der Täter, der seine Beute bei näherer Betrachtung

für wertlos ansah, die Papiere als schwer gegen ihn zeugende Indizien sofort vernichtet hat!"

Kantoff erbleichte. „Wollen Sie nicht wenigstens erst Doktor Lozen anhören, Herr Warf? Es ist ja schließlich nur eine Annahme — aber allerdings auch die einzigste Erklärung. Denn wenn diese richtig ist, wäre das Verbrechen ja direkt in ein geheimnisvolles Dunkel gehüllt!"

Diese naive Schlußfolgerung brachte Warf zum Lächeln. „Meine Aufgabe ist es eben, Licht in das Dunkel zu bringen“, meinte er behaglich. „Sie haben wenigstens noch eine Erklärung — im Interesse Ihrer Sache will ich hoffen, daß sie irrig ist — gefunden. Meistens ist aber auch das nicht einmal der Fall, wenn man zu mir — als letzte Instanz — kommt. Meine Absage vorhin, Herr Professor, sollte durchaus keine prinzipielle sein. Sie galt nur für den Fall, wenn ich glaube, Ihrer Annahme zustimmen zu müssen. Meinen endgültigen Beschluß muß ich mir allerdings vorbehalten. Ehe ich von dem eigentlichen Tatbestand unterrichtet bin, kann ich mir aber natürlich gar kein Bild von Ihrer Angelegenheit machen. Also, Herr Doktor, wenn ich jetzt um einen recht anschaulichen Bericht bitten darf! Übergehen Sie nichts! Jede Kleinigkeit kann von Bedeutung sein!“ —

Ich blickte zu dem so Aufgeförderten hinüber. Jetzt, ohne Mantel machte dieser einen fast gnomenhaften Eindruck. Von kleiner, äußerst schwächlicher Statur, wurde sein Rücken von einem Höcker verunziert, während ein unverhältnismäßig großer Kopf das Werk einer wunderlichen Naturlaune

krönte. Nur das intelligente und hübsche, ja sogar schöne Gesicht konnte einigermaßen die Häßlichkeit des übrigen Körper übersehen lassen. Bis jetzt hatte Loken still dageessen und nur ab und zu Warf beobachtet, welchen Eindruck wohl auf diesen die Rede des Professors gemacht hatte. Vergebliches Bemühen! Auf dem Gesichte Warfs lag jener Schein matter Ruhe, den es sofort annahm, wenn Warf beruflich tätig war.

Mit einer eigentümlich dünnen Stimme begab, begann der Angeredete: „Ich will möglichst genau berichten und werde daher mit der Vorgeschichte meiner Bekanntschaft mit Professor Rankoff beginnen. Nach dem Tode meiner Eltern auf ein, wenn auch nicht sehr reichliches, so doch annehmbares Einkommen angewiesen, widmete ich mich philologischen Studien, die ich vor 8 Jahren beendigt habe. Auf Rat meines Onkels, der in Rittau den Posten eines Polizeidirektors bekleidet, nahm ich dann ebenfalls dort Wohnsitz und gründete eine Gymnasialvorbereitungsanstalt. Sie wurde auch bald rege in Anspruch genommen. Trotzdem verstand ich es, die nötige Zeit zu finden, um meine alte Liebhaberei, die Astronomie, wieder pflegen zu können. Ich hatte noch von früher her ein für seine Größe sehr gutes Fernrohr. Damit stellte ich jetzt wieder Beobachtungen an. Bei einer solchen Gelegenheit fielen mir einst bei einem Fixsterne gewisse sonderbare Erscheinungen auf. Anfangs legte ich diesen keine Bedeutung bei. Erst als sie bei jedesmaliger Beobachtung des Gestirns wahrzunehmen waren, wurde ich aufmerksam, fand aber keine triftige Erklärung dafür.

Nachdem ich mein Instrument auf etwaige Fehler untersucht, aber keine gefunden hatte, schlug ich in Fachwerken nach. Aber auch hier war nichts vermerkt, was mir hätte Auskunft geben können. An einen Irrtum glaubend, hatte ich die Sache schon fast vergessen, als das Werk des Professors damals erschien. Dessen Studium sollte mir jene seltsamen Vorgänge, die ich dort draußen im Weltall beobachtet hatte, ins Gedächtnis zurückrufen. Schienen diese nicht, fragte ich mich, direkt eine Bestätigung der von Rankoff aufgestellten Hypothesen zu sein?

Ich begann mich nun intensiv mit der mysteriösen Angelegenheit — wohl wert, das Interesse der gesamten astronomischen Wissenschaft in Anspruch zu nehmen — zu beschäftigen. Ich kam zu Schlüssen, die meine Frage nur im bejahenden Sinne beantworteten. Ein Umstand machte mich allerdings stutzig: Als ich nach längerer Unterbrechung neuerliche Untersuchungen anstellte, konnte ich etwas Außergewöhnliches bei dem betreffenden Stern nicht mehr entdecken! Mein späterer Mitarbeiter fand aber bald die Ursache. Nur nach meinen Mitteilungen, die allerdings sehr genau waren, da ich mir alle erforderlichen Daten aufnotiert hatte, berechnete er, daß die Sichtbarkeit der Erscheinungen für die Erde bei einer Periodizität von über 90 Jahren nur 2 Wochen betrage. Vorbedingung sind auch dann noch äußerst günstige Beobachtungsverhältnisse! Meine Entdeckung war also ein Zufall, wie er in Jahrhunderten nur einmal vorkommt!“

„Dies erklärt auch, daß jene Vorgänge bis jetzt unbeachtet geblieben sind!“ fiel hier Rankoff

dem Sprecher eifrig ins Wort. „Zedenfalls werden sie aber auch künftig unbeachtet bleiben, wenn es uns nicht gelingt, die geraubten Dokumente wieder zu erlangen und unsere Arbeit zu veröffentlichen. Von vorne können wir mit ihr nicht beginnen, da uns alle erforderlichen Details fehlen, die sich bei den gestohlenen Papieren befinden. Unsere Worte aber, die keinen Beweis als Rückhalt haben, werden ungehört verhallen! Höchstens wird man vielleicht, der Kuriosität halber, in der nächsten angeblichen Sichtbarkeitszeit — und wenn es gut kommt, auch noch in der folgenden, oberflächliche Untersuchungen anstellen. Falls, was sehr wahrscheinlich ist, nichts entdeckt wird, fällt die ganze Sache der Vergessenheit anheim. Eine umso sicherere Annahme, wenn man bedenkt, daß dann inzwischen zwei Jahrhunderte beinahe verflossen sein werden, deren jedes für sich eine Masse von Neuerungen auf allen Gebieten der Wissenschaft mit sich bringt, die fast das ganze Interesse der Gelehrten für sich alleine beanspruchen. Geradesowenig würde man heute eine Idee des 17. Jahrhunderts, von der man mangels eines Resultates schließlich angenommen hat, sie sei die Ausgeburt irgendeiner abenteuerlichen Phantasie, beachten. Im Laufe der Zeit geht gerade in dieser Beziehung oft genug die Unterscheidung von Spreu und Weizen verloren!“

„Für den äußersten Notfall,“ erklärte Professor Rankoff weiter, „könnten wir uns nur noch auf eine, allerdings sehr schwache Hoffnung stützen: Es ist nämlich absolut nicht ausgeschlossen, daß sich ähnliche Erscheinungen, wie die von Doktor Lozen

beobachteten, auch bei einigen anderen Gestirnen vorfinden. Unter Umständen ist man dann in der Lage, eine neue Basis für unsere Arbeiten zu finden! Nun aber hat es Loken bei unserer Arbeitseinteilung von vornherein auf sich genommen, neben seinen Berechnungen auch die Durchsuchung des Himmelszeltes vorzunehmen. Bis jetzt hat nichts unsere Vermutung bestätigt! Gegen unsere Annahme spricht das nicht, denn die für uns günstigen Zeitpunkte können bei den betreffenden Sternen Menschenalter auseinanderliegen. Hätte Loken die Beobachtung zwar ohnedies solange fortgesetzt, wie er dazu irgend im Stande war —, jede neue Entdeckung wäre auch ein neuer Triumph unserer Sache gewesen, so wird er das in unserer jetzigen verzweifelten Lage natürlich erst recht tun. Aber, wie schon gesagt, wenn wir nicht vom Glück begünstigt sind, dürfte unsere Hoffnung eine recht trügerische sein —, selbst für Loken, dem es voraussichtlich länger vergönnt sein dürfte, für seine Ideen zu kämpfen, als mir alten Mann“, schloß der Gelehrte seufzend.

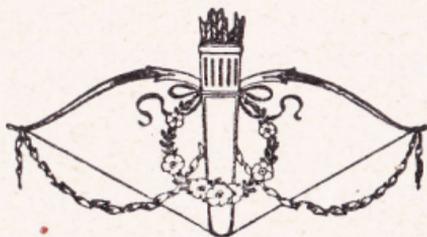
Getreu meiner gewöhnlichen Rolle als völlig passiver Zuhörer hatte ich die Unterhaltung durch keine Bemerkung unterbrochen. Mir — dem die Astronomie ein Buch mit sieben Siegeln war — war das Thema doppelt interessant. Merkwürdigerweise hat selbst heutzutage noch jene großartige Wissenschaft für den Laien oft etwas Geheimnisvolles — Seltames an sich!

Als nun Loken im Laufe des Gesprächs erwähnte, daß der Professor, ohne die Erscheinungen jemals gesehen zu haben, nur durch Berechnungen

die zur Arbeit notwendigen Unterlagen gefunden hatte, schien mir dies — wenn ich an die unmeßbaren Weiten dachte, die hier in Betracht kamen — direkt unmöglich! Ich glaubte nicht recht verstanden zu haben. So selten es geschah, — wenn Warf mit Klienten unterhandelte — heute mußte ich ihn mit einer Frage belästigen!

„Jawohl,“ belehrte mich mein Freund, „es ist dem Astronomen bei gewissen Vorbedingungen möglich, Himmelserscheinungen — ohne sie selbst beobachtet zu haben — in das Reich seiner Berechnungen zu ziehen und die sich so ergebenden Folgerungen als greifbar richtig anzusehen. Im Jahre 1846 entdeckte der Franzose Le Verrier nur durch Berechnungen in einer einfach unfaßbaren Entfernung, wenn ein Erdmensch eine solche von 600 Millionen Meilen dafür gelten lassen will, den Planeten Neptun, ehe jemals ein irdisches Fernrohr auf ihn gerichtet war —, bis jetzt der größte Triumph menschlichen Denkens!.... Und nun, Herr Doktor, was können Sie mir von dem eigentlichen Tatbestand selbst berichten?“ wandte sich Warf zu Logen.

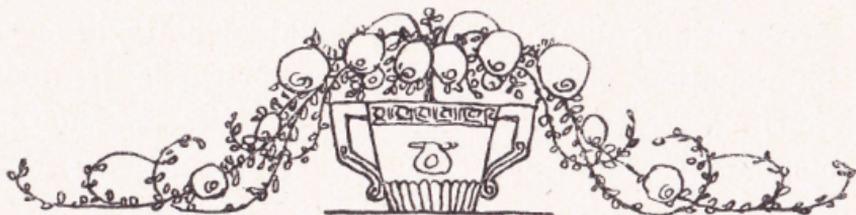
(Fortsetzung folgt.)





Bibliothek
für Alle
Band 11



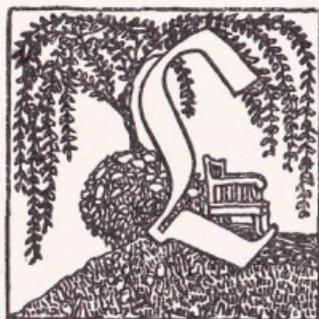


Stern β im Großen Bär.

Aus dem Leben und der Praxis Thomas Marks.

Kriminalroman von William Kahn.

(Fortsetzung)



oben nahm das Gespräch wieder auf: „Im Laufe des gestrigen Nachmittags hatte ich meine Arbeit vollendet. Gegen 5 Uhr brach ich vom Observatorium auf, um mich nach Haus zu begeben. Man braucht ungefähr dreiviertel Stunde bis zur Stadt. Die Arbeiten ließ ich wie gewöhnlich in einem starken Eichenschrank, einem altertümlichen Möbelstück, das sich im Arbeitszimmer befindet, liegen. Vorn, am Tore, gab ich dem Töchterschen des Portiers noch einige Bestellungen auf. Die Portiersleute waren schon mittags mit dem Wagen nach der Stadt gefahren, um Einkäufe zu machen und gleichzeitig den Professor abends von der Bahn zu holen. Er wurde entweder um 6 oder um 9 Uhr erwartet, je nachdem, welchen Zug er von der Grenzstation aus benutzte. Das Kind hatten die Eltern, wie immer bei ähnlichen Gelegenheiten, zu Hause zurückgelassen. Im Begriffe, den Hof zu verlassen, traf ich meinen Onkel in Begleitung

seines Gastes, des Kriminalinspektors Setter. Sie hatten einen Spaziergang gemacht und wollten mich im Vorbeigehen einmal auffuchen!"

„Setter —, aus Berlin?“ unterbrach ihn Warf.

„Jawohl! Er ist ein alter Bekannter von Ihnen! Er hält sich augenblicklich beruflich in Rittau auf. Doch ich will der Reihenfolge nach berichten! Ungefähr um 6 Uhr waren wir zu Hause angekommen — ich wohne mit meinem Onkel zusammen. Wir griffen dann zu den Spielkarten und saßen gegen 8 Uhr noch gemütlich beisammen, als plötzlich schreckensbleich Rankoff erscheint — er war mit dem 6 Uhr-Zuge angelangt — und uns das Geschehene mitteilte! In größter Hast eilten wir nach dem Gut heraus. Setter hatte die Freundlichkeit, die Untersuchung zu leiten. Er stellte folgendes fest: der Täter hatte erst die Eingangstür zum Observatorium mit einem Beil zertrümmert, war dann ins Arbeitszimmer gedrungen und hatte sich an den Schrank gemacht. Dieser hat ihm anscheinend arge Schwierigkeiten bereitet. Denn die feste Tür leistete dem Beil so erfolgreich Widerstand, daß es dem Dieb nur gelang, Splitter herauszuschlagen. Nun versuchte er an die Rückenwand des Schranke zu gelangen und wollte diesen von der Wand abrücken. Da der Schrank äußerst schwer ist, mißlang auch dies. Der Täter konnte das Möbel nur einige Zentimeter von der Wand entfernen. Endlich kam er auf die Idee, die schwächere Schrankdecke anzugreifen. Hier gelangte er endlich dadurch ans Ziel, daß er kleine Holzteile heraushieb, dann in das so entstandene Loch den Stil der Art steckte und das entgegengesetzte Ende

niederdrückte, also das Beil als Hebel benutzte. Auf diese Art und Weise brachte er es fertig, soviel Holz herauszubrechen, daß die Öffnung schließlich groß genug war, um das Entwenden der Papiere aus dem Schranke zu gestatten!“

Bei dem Sprecher schienen sich jetzt auch die Nerven unangenehm bemerkbar zu machen. Wie vorher der Professor, hatte Loken plötzlich eine Nervosität entwickelt, die ich bei dem so ruhig Scheinenden gar nicht vermutet hätte. Er war nach und nach so in Eifer geraten, daß schließlich sein ganzer Körper in Bewegung gekommen war. Mit lebhaften Handbewegungen begleitete er seine Schilderung. Plötzlich hielt er inne, musterte einen Augenblick seine Kleidung, drehte sich zur Seite und beobachtete flüchtig die Tapete der einen Wand, um dann erstaunt zu fragen: „Ja, was ist denn, Herr Warf?“

Ich blickte auf und bemerkte, daß mein Freund scharf nach der Stubenwand herübersah, vor welcher Loken saß Warf wandte sich zu mir: „Wenn ich mich nicht täusche, Bruno, so hängt „Bismarck“ mindestens 3 cm niedriger als sein Pendant „Moltke“! Erinnere mich bitte, daß ich das abändern lasse. Der Anblick stört mich schon die ganze Zeit! So, wenn Sie bitte fortfahren wollen, Herr Doktor!“

Das war wieder einmal der echte Thomas Warf! — Aber ein starkes Stück dies. Ich war zwar schon hinlänglich an die „Sonderlichkeiten“ meines Freundes gewöhnt, aber daß er, während ihn Klienten eines wichtigen Falles wegen konsultierten, unterdessen Wände anstarrte und, an dem

Vorgetragenen völlig uninteressiert, tieffinnige Betrachtungen über das nichtsymmetrische Hängen zweier Bilder anstellte —, das schien mir doch nicht angebracht! Selbst wenn Warf, wie ich zu meinem Ärger fast glaubte annehmen zu müssen, durch sein Benehmen Lozen zeigen wollte, daß dieser sich vergeblich bemühte, ihn für seine Angelegenheit zu erwärmen und Warf nach all dem Gehörten bei seiner anfänglichen Weigerung beharrte, so hätte er dies doch nicht so unter Außerachtlassung der gesellschaftlichen Höflichkeit zu tun brauchen.

Ähnlich dachte wohl auch Doktor Lozen. Verwundert hatte er unserem „geistreichen“ Zwiegespräch zugehört. Nachdem er mit dem Professor einen ärgerlichen Blick ausgetauscht hatte, bemerkte er jetzt auf Warfs Aufforderung scharf: „Sie sind mir bis hierher gefolgt?“

„Jawohl! Fahren Sie nur fort!“ erwiderte Warf, indem er verwundert den Doktor ansah, als wenn er die Frage nicht recht begriff. Er schien gar nicht zu bemerken, was für einen Eindruck sein Gebaren notwendigerweise hervorrufen mußte. — — — Lozen nahm zögernd, wie jemand, der gewiß ist, für eine verlorene Sache zu kämpfen, das Gespräch wieder auf:

„Das zur Tat benutzte Beil ist einem zum Gute gehörigen kleinen Schuppen entnommen worden. Dieser befindet sich in einem schmalen Streifen Gehölz, das sich zwischen dem Gutsbaus und der Anhöhe hinzieht, worauf das Observatorium errichtet worden ist. Der Schuppen ist unverschlossen, da er hauptsächlich nur altes Gerümpel und dergleichen enthält. Das war alles, was der

Inspektor Setter in der Eile feststellen konnte. Weiter war es ihm nicht möglich, sich unserer Sache anzunehmen, da er selbst mit Berufsgeschäften überhäuft ist. Ich kann Ihnen nur noch den Rat geben, sagte Setter zu uns, nach Berlin zu fahren, und sich dort an den Privatdetektiv Warf zu wenden. Wenn irgend jemand dazu imstande ist, so wird er Ihre Angelegenheit aufklären! Und so sind wir eben hierher gekommen!" schloß Loken.

Warf schwieg eine Weile. Dann fragte er den Professor: „Was für einen Umfang, eine Form hatten die entwendeten Schriftstücke? Waren sie leicht zu verbergen — schwer zu transportieren?“

„Darüber gibt Ihnen wohl besser Doktor Loken Auskunft!“ entgegnete Rankoff. „Jeder von uns arbeitete selbständig und kümmerte sich nicht viel um die Arbeit des andern. Ich sah daher immer nur vereinzelte Teile, wenn Loken einer benötigten Erklärung wegen mich um Rat anging. Soviel ich weiß . . .!“

„Die Schriftstücke hatten fast alle Groß-Altensformat!“ fiel ihm Loken ins Wort. „Sie waren in blauen Pappumschlägen untergebracht. Die Zeichnungen waren natürlich verschieden groß!“

„Ich bekam einige zu Gesicht, die wohl weit über einen Quadratmeter messen mochten!“ ergänzte der Professor.

„Hatte jemand außer Ihnen Zutritt zum Observatorium, ein Diener oder dergleichen?“

„Niemand! Wir waren stets ängstlich um die Geheimhaltung unserer Arbeiten besorgt, denn unsere Entdeckung war im vollsten Sinne des

Wortes zu welterschütternd, als daß wir wagten, ehe wir ein völlig zweifelloses Resultat erzielt hatten, etwas davon verlauten zu lassen. Waren wir abwesend, so wurde die Tür des Observatoriums verschlossen. Sie ist mit einer komplizierten Schloßsicherung versehen. Ein gewaltsames Öffnen ist nur so möglich, wie es gestern geschah. Seit vielen Jahren hat kein fremder Fuß mehr die Arbeitsräume betreten. Selbst für ihre notdürftige Instandhaltung sorgte aus übergroßer Vorsicht Doktor Lozen selbst.“

„Glauben Sie irgend jemand in Verdacht haben zu dürfen?“ fuhr Warf fort.

„Nein“, entgegnete Lozen. „Das Geheimnisvolle bei dem Verbrechen ist ja eben, daß niemand von unserer Arbeit Kenntnis hatte! Folglich können wir auch niemand verdächtigen. Ein Zufallsverbrechen ist hier immer noch das wahrscheinlichste!“

„Sie bleiben starr bei dem „niemand“, meine Herren!“ meinte Warf bedächtig. „Ich habe oft in ähnlichen Fällen die Beobachtung gemacht, daß solche Begriffe viel zu weit begrenzt angenommen wurden. Vielleicht ist auch Ihre Negation zu stark Denken Sie einmal angestrengt nach. Bei dem so außergewöhnlichen und sonderbaren Beuteobjekt kann vielleicht der kleinste Anhaltspunkt genügen, um weitgehende Schlüsse auf den Täter ziehen zu können!“

Lozen besann sich. „Ich muß bei meiner Behauptung, unser Geheimnis bewahrt zu haben, bleiben!“ erwiderte er endlich. „Selbst meine Verwandten wissen nur, daß es sich um wissenschaftliche Arbeiten handelt!“

„Hm! Nun, und Sie, Herr Professor?“ fragte Warf diesen.

Der Gefragte fuhr plötzlich zusammen, als wenn er sich erst jetzt an irgendeinem wichtigen Umstand erinnere „Nein, er ist unmöglich ein, aber wahrhaftig, er ist ja auch nicht gekommen . . . !“ murmelte Rankoff erregt vor sich hin. Er wandte sich entschlossen an Warf: „Soeben fällt mir ein, daß ich doch mit einer Person über unsere Arbeit gesprochen habe, allerdings nur ganz flüchtig aber Also am vergangenen Freitag kam ich in Petersburg an und am Sonntag vormittag traf ich zufällig mit einem früheren Kollegen zusammen Nikolaus Strandzinsky hält an der dortigen Universität Vorlesungen über Naturwissenschaften. Sein Spezialfach ist die Chemie. Sehr intim bekannt waren wir zwar nie, er war immer ein unruhiger Kopf, der mit allen möglichen Sachen sympathisierte, denen ich gerne aus dem Wege ging —, immerhin tauschten wir, nachdem ich in Deutschland meinen Aufenthalt genommen hatte, gelegentlich Briefe aus Wir geraten in ein reges Gespräch und ich — glaubend, daß unser Werk bald kein Geheimnis mehr sein wird — erzähle ihm von diesem. Er beglückwünscht mich zu meinem Erfolge und verabschiedet sich gleich nachher Zeitmangels wegen —, mir versprechend, mich vor meiner Abreise, am Montag abend noch einmal besuchen zu wollen. Und nun glaube ich nicht nur, Herr Warf, sondern nehme sogar fest an, daß Strandzinsky das Opfer seines Ehrgeizes geworden ist. Er fand die Beute wohl des Risikos wert, wurde zum Verbrecher, um sich die Früchte meiner

Arbeit anzueignen. Durch zwei Punkte nämlich wird diese Theorie bis zur Gewißheit wahrscheinlich: Sein aufgeregtes Wesen, das mir schon damals, als er ging, auffiel und daß er sein Versprechen nicht gehalten hat. Er hat mich in Petersburg nicht mehr aufgesucht. Bedenken Sie, Herr Warf, Strandzinsky hatte hinreichend Zeit. Am Sonntag traf er mich und gestern, Dienstag, ist der Diebstahl ausgeführt worden. Zieht man seine Charaktereigenschaften mit in Rechnung, so stimmt das Exempel aufs Haar! Herr Warf, Sie können mich jetzt nicht mehr im Stich lassen! Oh, meine unglückliche Zerstreutheit, wieviel Zeit ist dadurch schon verloren gegangen . . . !"

Aufgeregt stieß Rankoff dies hervor. Er war völlig von Strandzinsky's Schuld überzeugt, wie ich selbst auch. Trotzdem man jetzt aber den Täter kannte, schien die Lösung durchaus nicht näher gerückt. Worauf es in der Hauptsache ankam, dem Täter seine Beute wieder abzujagen, hielt schwerer als je. Der Zeitvorsprung war zu groß. Rankoff konnte sein Verschulden durch seine Selbstanlage eben nicht ungeschehen machen. Wie würde sich Warf zu dieser schwierigen Aufgabe stellen? Ob er sich jetzt wohl der Sache annahm? Ich war gespannt auf seine endgültige Entscheidung Als Rankoff vorhin den Namen des Verdächtigten genannt hatte, war blitzschnell, nur mir wahrnehmlich, ein sonderbarer Zug über Warfs Gesicht geglitten, den ich nicht recht zu deuten wußte. Staunen und — Triumph schienen sich vereint zu haben.

„Das Rätsel ist gelöst!“ rief Loken aus, den die Erzählung des Professors nicht wenig überrascht hatte.

„Die so verteidigte Theorie vom Zufallsverbrechen ist also schon wankend geworden?“ meinte Warf lächelnd. Er sah sinnend zum Fenster hinaus. Dann wandte er sich zu dem Professor und sagte langsam: „Sie bezeichnen jenen Strandzinsky als einen unruhigen Kopf Je nun, ich glaube, er ist einmal zuviel unruhig gewesen!“ Wieder dieser sonderbare Gesichtszug „Trefte doch bitte die nötigen Vorbereitungen, Bruno; wir werden die Herren begleiten!“

Zwei Stunden später saßen wir im Bahnzuge und eilten dem Osten zu. Nachdem wir es uns im Coupé etwas bequem gemacht hatten — kein fremder Passagier störte uns —, kam das Gespräch wieder auf.

„Ich glaubte vorhin aus Ihren Worten den Vorwurf der Unbeständigkeit herauszuhören!“ meinte Doktor Loken verlegt zu Warf. „Natürlich kann jetzt nur Strandzinsky in Betracht kommen. Ehe ich aber auch nur von dessen Existenz etwas wußte, mußte ich natürlich glauben, daß ein Zufallsverbrechen vorliege. Noch dazu, wo ein Fachmann wie Setter der gleichen Meinung war!“

„Nein, Herr Doktor,“ entschuldigte sich Warf, „da haben Sie mich völlig mißverstanden. Es war entschieden nicht meine Absicht, Ihnen irgendeinen Vorwurf zu machen! Ich bin wohl überhaupt der letzte, der in seinem Beruf nicht anfangs jede Ansicht, sofern sie einige Wahrscheinlichkeit für sich hat, gelten läßt. Erst wenn ich mir eine eigene Anschauung gebildet habe, kommt diese natürlich für mich nur noch in Betracht. Ihr Wert

muß sich ja dann früher oder später herausstellen. Soweit bin ich aber in Ihrer Angelegenheit vorläufig noch nicht, noch gar nicht. Einem alten Prinzip getreu, halte ich mich immer möglichst lange unbeeinflusst. Sie haben ja gesehen — und das sollten meine Worte vorhin auch nur ausdrücken —, wie gefährlich es ist, sich sofort einen unabänderlich festen Begriff von einem Kriminalfall zu machen. Man kann eben immer nur behutsam Schritt für Schritt vorwärts gehen, will man sich nicht auf stets erschüttertem Boden bewegen! Daher möchte ich jetzt gerne auch einmal etwas Näheres über Setters Ausführungen hören!“

„Der Kriminalinspektor war der Ansicht,“ erwiderte der Professor, „daß es sich unbedingt um einen Zufall handeln müßte. Da keiner von den Dokumenten etwas wußte, sagte er, konnte auch niemand mit Absicht danach trachten, sich in deren Besitz zu setzen. Setter nimmt an, daß ein vorüberziehender Landstreicher, der Geld oder Geldeswert in dem Haus vermutete, dort einbrach. Darauf deutet auch die verhältnismäßig plumpe Ausführung des Verbrechens hin. In dem festen Eichenschrank vermutete man zuerst die Beute.“

„Wieso?“ unterbrach ihn Wark. „Konnten nicht noch andere Behälter usw. in Betracht kommen?“

„Nein. Andere Schränke sind nicht vorhanden. Zur Aufbewahrung von Zeichnungen und Schriftstücken dienen sonst nur noch offene Regale! Höchstens ein Garderobenschrank — aber selbst der ist augenblicklich zur Reparatur!“

„Nicht mehr“, berichtete ihn Lozen. „Das Spind ist vorgestern fertig geworden und gestern

morgen wieder an seinen früheren Platz geschafft worden. Aber das ist nicht von Belang, der Schrank war leer und unverschlossen, da der Schlüssel im Schloß steckte. Der Dieb fand also hier nichts und richtete nun sein Augenmerk auf den einzigen Gegenstand, worin er nur noch Beute vermuten konnte!“

Wark schüttelte zweifelnd den Kopf. „Ganz von der Hand ist ja die Möglichkeit eines Zufalls immer noch nicht zu weisen. Immerhin scheint es mir unwahrscheinlich, daß ein zufällig vorüberkommender — vielleicht noch sogar ortsunkundiger — Mensch ohne weitere Vorbereitungen, denn selbst das notwendige Werkzeug sucht er sich am Tatorte erst zu verschaffen, ein Gutsnebengebäude zum Ziel seines Einbruchs auserkiesht, das jedenfalls schon durch sein Außeres den wissenschaftlichen Zweck verratend, nicht gut als Aufbewahrungsort für Wertfachen gelten kann. Fand sich denn irgendeine Spur vor, die Setters Annahme unterstützt hätte?“

„Nein! Raffiniert, äußerst raffiniert ist das Verbrechen begangen worden. Nicht eine Spur war aufzufinden. Selbst der Hofhund, sonst ein sehr wachsamcs Tier, soll keinerlei Erregung an den Tag gelegt haben!“

Nach einigem Schweigen bemerkte Wark: „Können Sie mir vielleicht die Lage von Feldheim, überhaupt die ganze Örtlichkeit etwas näher beschreiben?“

„Ich will es versuchen!“ entgegnete der Professor. „Die in Ritau eingebürgerte Bezeichnung ‚Gut‘ für Feldheim ist entschieden unrichtig geworden. Wirtschaft, wenn überhaupt eine Bewirtschaftung stattfinden würde, diese Benennung

wäre für das jetzt kleine Besitztum weit angebrachter. — Hauptgebäude und Hof liegen vorn an der Chaussee. Dann kommt ein Streifen Unterholz mit vereinzelt Baumbestand, der letzte Überrest einer früheren Parkanlage, dahinter endlich das Observatorium. Es liegt auf einer Anhöhe, die von Natur aus dort war und die ich für meine Zwecke noch nach Möglichkeit künstlich vergrößern ließ. Die ganze Besizung ist fast kreisförmig und von einer hohen Mauer umgeben, in deren Krone Scherben eingemauert worden sind, um ein Übersteigen zu erschweren. Nur vor dem Hauptgebäude ist das Mauerwerk durch ein Eisenstaketgitter und -tor unterbrochen. Die Chaussee führt rechts von Feldheim aus nach Ritalu, links nach dem Städtchen Polenz, das zu Fuß in etwa zwei Stunden zu erreichen ist. Feldheim ist — diesem Umstand hat es wohl ursprünglich seinen Namen zu verdanken — ringsumher von Feldern umgeben; erst ein Stück hinter der Chaussee beginnt ein Wald von großer Ausdehnung. Er geht über die Grenze nach Rußland hinein. Die Grenze selbst ist ungefähr eine Stunde vom Gute entfernt. Übrigens kann vielleicht eine Amateurphotographie, die Doktor Lohsen kürzlich für mich angefertigt hat, für Sie, Herr Warf, von Nutzen sein!“ Der Professor holte seine Briefftasche hervor und übergab Warf das Bild: „Die Zimmer im ersten Stockwerk, die Sie hier bemerken,“ erklärte Rankoff, „sind meine Wohnräume, mit Ausnahme des Schlafzimmers, das hier um die Ecke in der Richtung nach Polenz zu liegt. Im zweiten Stock befindet sich der Boden, der teilweise auch als Vorrats-

kammer benutzt wird. Mehrere Parterreräume habe ich mir als Bibliotheks- und Studierzimmer eingerichtet, und zwar dieses hier mit der Veranda als ständiges Arbeitszimmer. Die Wohnung des Portiers befindet sich gleichfalls im Parterre, ist aber, da sie in der entgegengesetzten Richtung meines Schlafzimmers liegt, wie dieses ebenfalls auf dem Bilde nicht sichtbar!"

Ich warf über Warfs Schulter einen Blick auf das Bild. Es stellte ein einfaches Landhaus mit Vorgarten dar. Als letztes in der sichtbaren untersten Zimmerflucht lag das erwähnte Arbeitszimmer. Auf der vorgebauten Veranda hatte sich der Professor postiert. Seitlich hinter dem Gebäude mußte wohl das Observatorium liegen, wenigstens war im Hintergrunde noch schwach eine Anhöhe erkennbar. Warf nahm eine Lupe zur Hand und betrachtete damit einen Augenblick aufmerksam das Bild. Dann meinte er: „Dem außerordentlich kurzen Baumschatten nach zu urteilen, die ich hier bemerke, muß die Sonne einen für unsere geographische Lage verhältnismäßig hohen Stand gehabt haben —, wohl im Juni aufgenommen, nicht wahr, oder im Juli?“

„Ganz recht! Im Juni!“

Warf gab das Bild zurück. „Einen ungefähren Begriff habe ich nun von der in Betracht kommenden Örtlichkeit!“

„Schön! Wenn Sie nun das — — —! Hoppla! was ist denn das!“ — — — Ein Windstoß hatte den nicht befestigt gewesenen Fenstervorhang emporgehoben, so daß sich der Professor plötzlich dem grellen Sonnenlicht schutzlos preisgegeben sah.

Rasch sprang er empor und brachte den Vorhang wieder in Ordnung. „Ja,“ lächelte Wark, „mit der Mittagssonne ist jetzt nicht zu spaßen. Wenn dieselbe Sonne Sie in Feldheim frühmorgens in Ihrem Schlafzimmer mit ihren ersten Strahlen begrüßt, wirkt sie allerdings angenehmer als jetzt. Naturschwärmer finden es sogar ideal schön, von der Morgensonne geweckt zu werden!“

„Ist es auch!“ bekräftigte Rankoff. „Ich kann mir etwas, die Stimmung günstiger Beeinflussendes überhaupt kaum — — —! Ja, aber, woher wissen Sie denn — — —?!“ unterbrach er sich plötzlich.

„— — — in Ihrer Häuslichkeit schon so genau Bescheid? Darüber hat mir doch vorhin die Photographie Auskunft gegeben!“ — „Die Photographie?! — Unmöglich konnten Sie das daraus ersehen. Außerdem ist ja mein Schlafzimmer gar nicht mit auf dem Bilde!“

„Das macht nichts. Jedenfalls geht die Lage Feldheims den einzelnen Himmelsrichtungen gegenüber klar aus dem Bilde hervor. Nebenbei bemerkt, machen Photographien einen einigermaßen aufmerksamen Beschauer fast stets mit mehr bekannt, als nur mit dem, zu dessen Verbildlichung sie hauptsächlich angefertigt worden sind. Auf dem mir vorhin von Ihnen übergebenen Lichtbild ist im Hintergrunde der Veranda auch die kleine Uhr sichtbar, die dort eingebaut ist. Sie zeigte im Augenblicke der Aufnahme ein Viertel nach zwei Uhr, wie ich mit Hilfe der Lupe festgestellt habe. Ferner bemerkte ich, daß die Schatten fast gerade gegen das Gebäude fielen —, die Sonne muß sich

ihm also vorn gegenüber befunden haben. Wo befindet sich aber dieses Gestirn im Juni um zwei Uhr nachmittags? Beinahe genau im Süden! Und nach dieser Richtung zu muß daher natürlich auch die abgebildete Vorderfront des Gutshauses liegen. Die vorbeiziehende Chaussee führt, wie Sie mir erzählten, rechts nach Kitau. Dieses ist dann also von Feldheim aus gerechnet westlich gelegen, Polenz aber in der entgegengesetzten Richtung, nach der zu auch Ihr Schlafzimmer liegt, östlich. Meinen weiteren Ideengang in diesem Falle von „Ostseite“ bis „Morgensonne“ brauche ich Ihnen wohl nicht zu erläutern!“ schloß Warf lächelnd. „Sie sehen, nie, seitdem man Himmelsrichtungen unterscheiden lernte, waren Folgerungen selbstverständlicher als eben die meinigen!“

„Das will ich denn doch dahingestellt sein lassen!“ rief Rankoff. „Ich bin jedenfalls nicht Ihrer Ansicht.“ Er blinzelte zu Lozen herüber und meinte zu diesem in augenscheinlich bester Laune munter: „Ich glaube, wir sind nicht schlecht gefahren, als wir nach Berlin fuhren, wie?! Sie sehen wohl jetzt auch ein, daß es entschieden besser gewesen ist, erst diese Reise zu unternehmen, als nach Ihrem Rate zu handeln und in Kitau sofort Nachforschungen anzustellen —, mit sicherlich völlig unzulänglichen Kräften natürlich!“ schloß der Professor, stolz darauf, daß es nur sein Verdienst war, wenn sich jetzt Warf ihnen gegenüber verpflichtet hatte.

Diese unverhohlene Anerkennung löste einen leisen Zug von Befriedigung auf dem Gesichte meines Freundes aus.

Er, mit seinem eigentümlichen Charakter, war absolut nicht ganz taub für fremdes Lob, wenn dieses auch nie das Tun Warks irgendwie beeinflusste. Er mischte sich in das Gespräch. „Was für Obliegenheiten hat eigentlich das Ehepaar, das sie immer kurzweg als Portierleute bezeichnen?“

„Es repräsentiert mein gesamtes Personal!“ entgegnete Kankoff. „Die Frau führt mir die Wirtschaft, während der Mann für die Instandhaltung des Anwesens zu sorgen hat!“ „Die Leute kommen als verdächtig nicht in Betracht? — Ich meine, vielleicht als Mitschuldige!“ — „Das glaube ich mit Bestimmtheit verneinen zu können! Wirkners — so heißen sie — haben sich, seitdem sie vor zwölf Jahren in meinen Dienst traten, stets als ehrlich und zuverlässig erwiesen!“ war die lebhafteste Entgegnung des Professors.

„Trotzdem, trotzdem!“ ließ sich Loken zweifelnd vernehmen. „Wir sollten uns durch kein noch so gutes Vorurteil in der Führung unserer Sache gegen irgend jemand beeinflussen lassen!“

„Es wäre vergebliche Mühe, dort den Täter zu suchen!“ unterbrach ihn Kankoff ungeduldig. „Die Leute hatten gerade so wenig Ahnung von unserem Plane, wie alle anderen auch. Außerdem hat Setter gestern schon Fragen über ihren Aufenthalt den Tag über an sie gestellt, die sie mit der größten Unbefangenheit beantworteten. Das zu Hause zurückgelassene Kind kann doch nicht verdächtigt werden, einen schweren eichenen Schrank aufgebrochen zu haben!“

Das Gespräch verstummte, um auch im weiteren Verlaufe der Fahrt nicht mehr so recht aufzukommen.

Es dunkelte bereits, als Rankoff die Bemerkung machte, wir würden gleich am Ziele sein. Warf fuhr aus seinem Brüten empor. „Eine Frage noch, Herr Doktor!“ sagte er zu diesem. „Wenn ich einen Fall übernehme, muß ich mit allen irgendwie in Frage kommenden Tatsachen vertraut sein. Sie haben es bis jetzt unterlassen, mir mitzuteilen, bei welchem Gestirn Sie jene geheimnisvollen Vorgänge beobachtet haben!“ Loken fuhr förmlich zurück. Er sah Warf fast feindselig an. „Was verlangen Sie von mir? Ich soll meine Entdeckung einfach aller Welt preisgeben?“ „Nicht aller Welt, sondern nur mir —, Ihrem Beauftragten. Für meinen Freund stehe ich ein!“ „Und wenn ich mich damit nicht einverstanden erkläre?“ — „Dann fahre ich mit dem nächsten Zug nach Berlin zurück!“ entgegnete Warf kalt, der sehr erbittert werden konnte, wo man ihm nicht voll und ganz vertrauen wollte. Angstvoll hatte der Professor dem Wortstreite zugehört. Jetzt rief er Loken bittend zu: „Bedenken Sie, daß es jedenfalls den Verlust der Dokumente bedeutet, wenn wir jetzt unverrichteter Dinge heimkommen, und — daß durch den Raub unser „Geheimnis“ gar kein solches mehr ist! Denken Sie an den Verlust, den die Wissenschaft vielleicht erleidet. Also, entweder Sie geben Herrn Warf Auskunft oder ich!“ setzte er aufgereggt hinzu. Finster hatte Loken diesen Bornesausbruch über sich ergehen lassen. Er wandte sich zu Warf: „Da derart ein Zwang auf mich ausgeübt wird, bleibt mir nichts weiter übrig, als Ihnen unser Geheimnis anzuvertrauen!“ Der Zug fuhr bereits langsam in die Station ein.

„Schnell, schnell!“ drängte der Professor. „Die Vorgänge,“ fuhr Lokzen fort, „welche voraussichtlich die Duvertüre zum Drama der Zerstörung vieler Welten darstellen, spielen sich auf dem Fixstern ab, den die Astronomen bezeichnen als“ — — —
 Kitau! Zwei Minuten Aufenthalt! rief es draußen.
 — — — Lokzens Stimme sank zum fast unverständlichen Flüstern herab: — — — „als — — — —
 Stern β im Großen Bär!“ — — — —

4. Kapitel.

Auf der Fahrt vom Bahnhof nach Feldheim trug sich nichts Erwähnenswerthes zu. Wir kamen ziemlich spät dort an und Warf mußte zu seinem größten Leidwesen die Untersuchung des Tatortes bis zum folgenden Tage verschieben.

Am nächsten Morgen wurde ich zeitig von Warf geweckt. Im Hause schlief anscheinend alles noch, als wir uns nach dem Observatorium begaben. Kurz vor diesem trafen wir einen älteren Mann, der damit beschäftigt war, ein Stück Boden umzugraben. Als er unserer ansichtig wurde, grüßte er höflich. „Sicherlich, Birkner, der Portier!“ meinte Warf, nachdem wir gedankt hatten.

Des leichteren Verständnisses halber gebe ich hier eine einheitliche Beschreibung der Sternwarte. Ich selbst bekam alles erst nach und nach zu sehen.

Die Warte war ein kleiner rechteckiger Bau von Holz und Backsteinen. Durch die jetzt zertrümmerte Außentür gelangte man in ein kleines Gelaß, das wohl als Vor- und Garderobenzimmer benutzt wurde. Verschiedene hier aufgestellte Gegenstände, darunter auch ein mächtiger Garde-

robenschrank deuteten darauf hin. Dann kam eine weitere Tür, die nach einem sehr großen Raum führte, dem Arbeitssaale. Er war trotz seiner Größe fast vollständig angefüllt mit Möbel, Büchern, Zeichengeräten und Instrumenten aller Art. Am hinteren Ende des Saales führte eine schmale Treppe zu dem auf dem Dache befindlichen Fernrohr hinauf. Sämtliche Fenster waren durch starkes Eisengitterwerk gesichert.

Ehe wir das Gebäude betraten, besichtigte Warf erst eingehend den umliegenden Erdboden. Das Resultat befriedigte ihn augenscheinlich nicht. „Harter Boden! Nichts mit anzufangen!“ murmelte er vor sich hin. Nachdem Warf die zerstörte Tür genau untersucht hatte, traten wir in den kleinen Vorraum ein. Mein Freund, der über ein äußerst feines Riechorgan verfügte, blieb sofort stehen und schnüffelte in der Luft herum. Auch mir fiel ein eigentümlicher, penetranter Geruch auf. „Wo kommt denn dieser abscheuliche Farben- und Lackgeruch her!?“ rief Warf aus, während er suchend umherspähte. Sein Blick fiel auf das Garderobenspind ... „Aha, natürlich, der Doktor erwähnte ja!“ Er schloß den ausgebefferten Schrank, der gleichzeitig in der Farbe aufgefrischt worden war und nun jenen intensiven Geruch verbreitete, auf und sah flüchtig hinein. Das Spind war leer. Ich ging weiter, bis ich merkte, daß Warf mir nicht folgte. Er stand immer noch sinnend vor dem Schrank, um ihn schließlich noch einmal zu öffnen. Gleich darauf stand Warf neben mir und ging daran, die Saaltür zu prüfen. „Hm. Schwache Tür einfaches Schnappschloß“

Wohl nur, um im Notfall für kürzere Zeit einen Verschuß bei der Hand zu haben Na, werde ja sehen!“

Wir betraten den Arbeitsaal, wo Wart bald ein ganzes Interesse dem erbrochenen Schrank zuwandte, worin die geraubten Papiere gelegen hatten.

Ich unterbrach ihn bei der etwa eine Stunde währenden Untersuchung mit keiner Frage, da ich wußte, daß er sich nicht gerne stören ließ. Doch konnte ich es mir nicht versagen, ebenfalls an demselben Gegenstande meine Beobachtungen anzustellen — aus der Ferne allerdings nur. Der Schrank, Truhe wäre wohl der richtigere Ausdruck gewesen, war vielleicht halb manneshoch, altdeutsche Arbeit, plump und schwer. Die Vorderseite wies jetzt tiefe Schrammen auf. Die Schrankdecke war nach allen Seiten hin zersplittert und an einer Stelle völlig eingeschlagen. Das zur Tat benutzte Beil hatte man neben dem Schranke liegen lassen. Etwas Außergewöhnliches vermochte ich nicht zu bemerken, und war mir daher das lange Untersuchen meines Freundes völlig unverständlich.

„So,“ wurde ich plötzlich aus meinem Sinnen aufgeschreckt, „jetzt wollen wir uns einmal weiter umsehen!“

Wir begaben uns nach der Treppe und stiegen hinauf. Oben angekommen, entrang sich ein Ruf des Staunens meinen Lippen. Ein wundervolles Panorama breitete sich zu unseren Füßen aus. Das sich unten so trübselig ausnehmende Land bildete, von hier oben gesehen, ein Bild von reizender Schönheit, das nach Süden hin der Grenzwald wirkungsvoll abschloß, während man

im Westen deutlich Kirchturm und Dächer von Riga wahrnehmen konnte. Auch Warf war überrascht: „Einen derartigen Rundblick hätte ich nicht vermutet. Das Gut scheint sich auf einer starken Bodenerhebung zu befinden!“

Mit dem Fernrohre kann der weite Horizont gut ausgenutzt werden!“

Das erwähnte Instrument gehörte anscheinend mit zu den besten seiner Art. Es mochte 10 bis 12 Meter lang sein. Also immerhin von schon ganz respektabler Länge. Die Konstruktion war nach einem neueren System erfolgt, das die Fortlassung eines jeden Kuppelbaues gestattete. Er wurde ganz durch einen viel einfacheren Metallschußrahmen — aus Aluminium, wie wir später erfuhr — ersetzt, der das Instrument in ungefährer Gestalt eines Zylindermantels umschloß. Durch diese Vorrichtung konnte das Fernrohr ohne weitere Schutzmaßregeln der Witterung preisgegeben werden. Was die Beweglichkeit anbetrifft, stellte es sich nachher heraus, daß eine sinnreich erdachte Gewichts- und Hebelmechanik ein müheloses Einstellen in vertikaler und horizontaler Richtung ermöglichte. Alles in allem ein Meisterwerk. Für etwa nachts notwendig werdende Beleuchtung sorgten zwei an hohen Pfählen befestigte elektrische Bogenlampen.

„Falls sich noch Gelegenheit bietet, kann uns der Professor das Instrument vielleicht später zur Benutzung in stand setzen!“ meinte Warf. „Komm, vorläufig haben wir hier nichts mehr zu tun!“

Unten wieder angelangt, spürte mein Freund in dem Arbeitssaale herum, um endlich wieder

vor dem zerstörten Schrank stehen zu bleiben. Ich staunte nicht wenig, als ich sah, wie Warf die Art vom Boden aufhob, ihren Holzstiel in eine Öffnung der zerschmetterten Schrankdecke steckte und das entgegengesetzte Artende kräftig niederdrückte. Das Holz bog sich zwar unter dem Drucke, brach aber nicht. Warf setzte den Versuch noch eine Zeitlang fort, aber die Decke hielt stand. Schließlich gab er es auf, betrachtete seine rechte Hand und nickte befriedigt

Eine Frage aber konnte ich nicht mehr an meinen Freund richten, denn plötzlich näherten sich Schritte und gleich darauf trat der Professor ein. „Guten Morgen!“ erwiderte Warf den freundlichen Gruß. „Ich wollte Sie zum Frühstück bitten,“ rief Professor Rankoff, „es steht bereits auf dem Tisch!“ „O, bitte, lassen Sie sich durch uns nicht aufhalten. Wir haben hier noch ein Weilchen zu tun!“ entgegnete Warf zuvorkommend.

Nachdem sich Rankoff entfernt hatte, schritt mein Freund unruhig im Zimmer hin und her. Er blieb plötzlich mit einem unmutigen Achselzucken vor mir stehen. „Wir wollen erst einmal dem Magen sein Recht zukommen lassen, sonst streift das Gehirn!“

Trotzdem sich Warf augenscheinlich in einer unbehaglichen Stimmung befand, wie immer, wenn er mit sich nicht einig werden konnte, war es mir nicht möglich, ein erwartungsvolles „Nun?“ zu unterdrücken. Warf sah mich ärgerlich an. „Hier muß ein sonderbares Spiel vor sich gegangen sein, das zu durchschauen mir noch nicht im entferntesten gelungen ist. Selbst zur Bestätigung

dessen, was ich bis jetzt zu wissen glaube, muß ich mir noch über einen Umstand Aufklärung verschaffen. Wenn nicht alles trügt, muß nämlich das Wetter am Tattage ein sehr gutes — ein echtes Sonnenwetter — gewesen sein. Stellt sich das Gegenteil heraus, so dürfte die Richtigkeit meiner bisherigen Anschauung für mich immerhin nicht mehr so feststehen. Doch, das werden wir ja gleich erfahren können!“

Wir waren wieder bei dem Portier angelangt, der immer noch seiner Arbeit oblag. Wart, der gerade gegen Niederstehende nie eine gewisse Höflichkeit außer acht ließ, wandte sich zu ihm: „Herr Birkner —, nicht wahr? Sie können uns vielleicht über einiges Auskunft geben. Betreten Sie allein oder in Begleitung Fremder oft den Vorraum des Observatoriums?“ „Ja wohl, mein Herr, das kam öfter vor!“ „Geschah dies auch mitunter, wenn weder Ihr Brotherr noch Herr Doktor Loken auf der Warte waren?“ „Nein! Das Gebäude war stets verschlossen und der Schlüssel wurde mir niemals ausgehändigt. Ich konnte deshalb nur herein, wenn einer von den Herren dort anwesend war!“ Wart nickte vor sich hin: Vorsichtig waren die Leute, das muß man ihnen lassen, daher sicherlich auch das Schnappschloß der Saaltür! „Nicht wahr,“ frug er weiter, „den großen Saal haben Sie nie betreten?“ „Nein, das war mir streng untersagt. Selbst die Tür zum Saal verschlossen die Herren sofort fest, wenn ich im Vorraum etwas zu tun hatte!“

„Um — — — Und wie war das Wetter hier in der letzten Zeit?“ Der Angeredete sah bei dieser

so plötzlich hingeworfenen Frage überrascht auf. „Das Wetter? Das ist seit Wochen so wie heute: heiß, trocken und windstill! Recht schlecht für die Landleute. Zu dienen, meine Herren!“

Kurz vor dem Gutshause kam uns Doktor Loken entgegen: „Schon so zeitig bei der Arbeit? Hoffentlich ist Ihr Eifer aber auch von Erfolg gekrönt worden?“ begrüßte er uns. „Ganz erfolglos ist meine Arbeit allerdings nicht gewesen!“ lächelte Warf. „Aber, was ich bis jetzt gefunden habe, ist viel zu wenig, als daß ich mir schon irgendein Urteil bilden kann!“

Das Schicksal schien es heute nicht gut mit Warf gemeint zu haben. Kaum hatte er sich zum Frühstück niedergesetzt, als der Portier mit der Meldung erschien, ein Boote des Kriminalinspektors Setter wünsche ihn zu sprechen. Warf eilte sofort hinaus, um nach längerer Zeit ganz aufgeregt zurückzukommen. „Ihre Angelegenheit scheint aufgeklärt zu sein!“ rief er dem Professor und Loken zu. Wie man sich denken kann, nahmen diese die alarmierende Nachricht nichts weniger als ruhig hin. Erstaunt sprangen sie auf und bestürmten Warf mit Fragen.

Mein Freund zögerte auch nicht mit der Erklärung:

„Setter läßt mir soeben mitteilen, daß er auf Grund einer zufälligen Ermittlung einen früheren Diener Ihres Onkels, Herrn Doktor, der Tat für dringend verdächtig hält. Und wissen Sie, wo der Gauner die Dokumente hingeschafft haben soll? Sie raten es nicht! Dort, wo sie sicher nicht vermutet werden —, in Ritsau, im Hause,

das Sie zusammen mit Ihrem Onkel bewohnen, sollen die Papiere verborgen sein. Um Sie wieder in Besitz Ihres Eigentums zu setzen, will Setter noch heute vormittag eine Durchsuchung des ganzen Hauses vornehmen, da ihm nähere Ortsangaben völlig fehlen. Weshalb weiß ich nicht; ebensowenig, wie ich mir erklären kann, durch was für einen Umstand der Täter hinter Ihr Geheimnis kam und zu welchem Zwecke er eigentlich die Tat beging. Setter wollte mich nur schleunigst von dem Geschehenen benachrichtigen. Leider fiel aber, wie Sie sehen, diese Nachricht sehr oberflächlich aus. Unser Hiersein ist nunmehr jedenfalls recht überflüssig geworden, Bruno!" schloß mein Freund mit ziemlich langem Gesicht ärgerlich, „denn alle anderen Vermutungen fallen natürlich nach Erledigung der Aufgabe von selbst fort!“ — — —

„Ich muß sofort nach Mitau!“ rief Lozen. Seit vorgestern abend bin ich ununterbrochen von Haus fort. Nun hat mein Onkel auch noch diese Unannehmlichkeit durch mich. Ich werde Ihnen von dem Erfolg der Haussuchung sofort Mitteilung zukommen lassen, Rankoff!“

Wark wollte den Erregten trösten. „So schlimm wird die Störung nicht sein. Außerdem kann ja Ihr Onkel in seiner Eigenschaft als Beamter die Haussuchung selbst leiten und dabei genügend Rücksicht auf seine Häuslichkeit nehmen. Übrigens sicherlich ein seltener Fall!“ setzte Wark lachend hinzu, „ein Polizeibeamter muß sein eigenes Heim nach Diebesbeute durchsuchen — — Na, hoffentlich ist wenigstens das Resultat ein positives!“

Der letzte Teil der Rede war für den Professor bestimmt, denn Loken war bereits aus dem Zimmer geeilt.

„Ich habe vorhin den Wagen nach der Stadt geschickt. Jetzt kann Loken den ganzen Weg zu Fuß machen!“ klagte Rankoff. „Ja, und wir, lieber Bruno?“ meinte Warf zu mir, „uns bleibt nichts weiter übrig, als sofort nach Eintreffen der von Loken versprochenen Nachricht — denn diese möchte ich aus begreiflichem Interesse erst abwarten — schleunigst diese Vergnügungsfahrt wider Willen abbrechen und nach Berlin zurückzukehren. Für jetzt werde ich einen kleinen Spaziergang unternehmen, um mir die Gegend ein bißchen anzusehen. Gegen Mittag bin ich dann wieder hier. Jedenfalls werden Sie mir dann schon etwas Günstiges mitteilen können, Herr Professor!“ schloß mein Freund.

Seine Vermutung traf aber nicht zu, denn wir — Professor Rankoff und ich — warteten den ganzen Vormittag vergebens auf irgendeine Nachricht.

Ich befand mich gerade auf unserem Zimmer, als Warf zurückkehrte. Sein Spaziergang schien von einem Zwischenfall ganz absonderlicher Natur unterbrochen worden zu sein. Triefend naß schlugen meinem Freund die Kleidungsstücke um die Glieder. Hatte er doch noch eine eigene Spur verfolgt? Und mit Erfolg? Hatte er eine neue gefunden? Ja, das konnte ich mir nicht beantworten. Ehe ich recht mein Erstaunen äußern konnte, bat mich Warf mürrisch, ihn allein zu lassen. „Ich werde mich schnell umziehen und dann auch

herunterkommen!“ endigte er in einem Tone, der mir die Lust zu jeder Frage verleitete.

Bei der Mittagstafel war ich der einzige, der dem Essen ordentlich zusprach. Der Professor verging vor Ungeduld, während, im Gegensatz zu ihm, Warf stumm da saß, das Essen kaum beachtend.

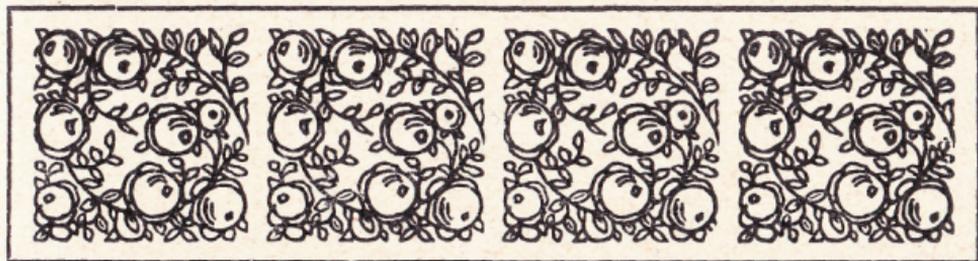
„Haben Sie viel Geld oder Wertsachen im Hause?“ fragte er plötzlich Rantoff. „Nein!“ entgegnete dieser erstaunt. „Ich bekomme jeden Monat eine gewisse Summe durch ein Breslauer Bankhaus überwiesen. Nennenswerte Gelder befinden sich daher nie hier!“ Warf sann nach: „Mit irgendeiner Partei Ihres Vaterlandes stehen Sie doch nicht in Verbindung?“ „Eben um den politischen Wirren Rußlands aus dem Wege zu gehen, verließ ich es!“ Mein Freund schüttelte mißmutig den Kopf und versank in tiefes Schweigen. Ein Zustand, der auch den ganzen Nachmittag über anhielt, während wir erfolglos auf eine Nachricht Lokens warteten.

Die Dunkelheit war bereits hereingebrochen, als Warf, wohl um den Gedanken eine andere Richtung zu geben, den Professor fragte, ob es uns vielleicht möglich wäre, einmal das Fernrohr zu benutzen. „Selbstverständlich!“ war die Entgegnung und bereitwillig begab sich Rantoff mit uns nach dem Observatorium, um das Instrument gebrauchsfertig zu machen. Er erklärte uns kurz die einfache Stellmechanik und verließ uns dann, um ja nicht etwa eine vorn im Gutshause eintreffende Mitteilung zu versäumen. (Fortsetzung folgt.)



Bibliothek
für Alle
Band 12





Stern β im Großen Bär.

Aus dem Leben und der Praxis Thomas Marks.
Kriminalroman von William Kahn.

(Fortsetzung)



Mark wollte das Instrument auf das Sternbild des „Großen Bär“ richten, drehte aber gleich darauf das Fernrohr unmutig nach der entgegengesetzten Himmelsrichtung. Westlich war nämlich der Himmel mit Wolken bedeckt, die allerdings im Abziehen begriffen waren, vorläufig aber die Beobachtung eines Gestirns unmöglich machten, während im Osten der Himmel klar war. Später stellte sich heraus, daß Beobachtungen auch hier, durch den — wenn auch jetzt noch niedrig stehenden — Vollmond beeinträchtigt wurden.

Mein Freund machte mich erst auf einige besonders interessante Sterne aufmerksam und überließ mir dann das Instrument.

„Prachtvoll, herrlich!“ rief ich einmal über das andere, entzückt von der Zauberwelt, die sich meinen Blicken darbot und in die ich heute zuerst einen Einblick gewann.

„Deine Begeisterung ist wohl zu begreifen!“ meinte nach einem Weilchen Mark nachdenklich zu

mir. „Wohl nie empfängt man einen größeren Eindruck von der Erhabenheit der Natur, als in dem Momente, wo man zum ersten Male, das Auge durch gute optische Instrumente unterstützt, einen Blick auf jene geheimnisvollen und rätselhaften Welten wirft, die uns nur zum allerkleinsten Teile bekannt sind. Tiefe, erhabene Stille scheint dort draußen zu herrschen, während sich doch ein ewiges Werden und Vergehen abspielt. Ein für unser Auge gerade noch sichtbares Lichtpünktchen kann in Wirklichkeit aus Weltensystemen bestehen, deren kleinstes Einzelgestirn vielleicht unser ganzes Sonnensystem in sich aufnehmen könnte. Dem Auge dünkt der Anblick des Waltens der Natur schier märchenhaft, dem Gedanken, der sich abmüht, das Wie und Warum zu ergründen — rätselhaft. — Rätsel, — — — großes — — — Welträtsel, wirst du jemals gelöst werden? Nichts steht im Wege, zu glauben, daß diese Frage einstmals bejaht wird! Ist nicht Sieg auf Sieg zu verzeichnen gewesen seit jener denkwürdigen Sekunde, seit dem Augenblicke, wo sich Galileis schon halb erstarrten Lippen die Behauptung „Und sie bewegt sich doch“ entronnen haben soll? Im Leben durch Zwang widerrufen, im Sterben als tief innerste Wahrheitsüberzeugung erschütternd doch wieder zum Ausdruck kommend, würde dieser Ausruf den ersten Triumph des freien Denkens darstellen! Über jene Lehren des Aberglaubens und Fanatismusses, denen es die Denks Faulheit der Menschen gestattete, diese jahrhundertlang zu beherrschen. Ein neues Zeitalter brach seither an, zum Grausen der Verbreiter jener Lehren, die wohl

wußten, daß „denken“ identisch ist mit „zweifeln“, und daß damit ihre Existenzberechtigung, es sich schon auf Erden wohlergehen zu lassen — auf Kosten anderer —, verneint worden wäre.“

Schon längst hatte ich mich von dem Instrument abgewandt, um erstaunt meinen Freund zu betrachten. Meinen Freund? — Fast zweifelte ich daran, daß der vor mir stehende derselbe Warf war, den ich bis jetzt kannte. Das war nicht der kalte Denker, nein, das war der Philosoph, der Idealist Warf, den ich heute zum ersten Male kennen lernte.

Die von dem aufsteigenden Mond magisch beleuchtete Landschaft — hier unten kein Laut hörbar und droben die schweigende Pracht des Sternenhimmels —, ein traumartiges Gefühl war nach und nach über mich gekommen. Einige Schritte von mir stand Warf und sah in die Nacht hinaus, während sich die Konturen seines langen, schmalen Gesichtes scharf abzeichneten.

Er fühlte jetzt wohl meinen Blick auf sich gerichtet. Wie sich besinnend, fuhr er auf, um sich verlegen zu mir zu wenden: „Du hast Dich doch nicht etwa durch mich stören lassen? Das sollte mir wirklich leid tun! Ich habe nur ein wenig geträumt Daran wirst Du Dich vielleicht auch noch gewöhnen, wie? Als ich Dir damals von meinen Liebhabereien erzählte, habe ich eine zu erwähnen vergessen, die ich allerdings sehr selten pflege — die Philosophie. Ich bekomme dann mitunter phantastisch philosophische Traumzustände, wobei ich laut denke. So ähnlich wie jetzt eben. Ich habe wohl wieder schönen Unsinn

geschwätzt? Na, die Wirklichkeit sorgt schon dafür, daß man sich ihr nicht zu lange entrücken kann!“

Auch wenn mir die, ihm sonst völlig fremde abgebrochene Sprechweise nicht aufgefallen wäre, hätte ich doch gemerkt, wie peinlich es Warf war, mir einen vollen Einblick in seine innerste Gedankenwelt gestattet zu haben. Lange Zeit gehörte dazu, bis er in dieser Beziehung wenigstens zu mir Vertrauen faßte. Jetzt zürnte ich ihm aber über die fast frivole Ernüchterung.

Noch bevor ich aber meinen Gedanken Ausdruck geben konnte, schreckte uns etwas Unerwartetes unsanft auf.

Eine Hand legte sich plötzlich auf meine Schulter und riß mich zurück. „Was haben Sie hier zu suchen? Wer gab Ihnen die Erlaubnis, dies Instrument zu benutzen?“ schrie eine vor Erregung heisere Stimme. Entrüstet wandte ich mich um und erkannte zu meinem Erstaunen in meinem Angreifer — Lozen. Hastig trat dieser an das Fernrohr und drückte einige Hebel nieder, so daß sich das Rohr nach der Stadtrichtung drehte. Dann wandte er sich, noch heftig atmend, zu mir: „Entschuldigen Sie, bitte, mein anscheinend so ungezogenes Benehmen! Sie werden es vielleicht erklärlich finden, wenn Sie bedenken, daß ein Versagen dieses Instrumentes augenblicklich für uns das größte Unglück wäre, das uns nach dem verübten Verbrechen treffen könnte! Stellen Sie sich nun meinen Schreck vor, als ich von unten aus zwei, der Handhabung vollkommen unkundige Menschen oben herumhantieren sehe. Glücklicherweise ist ja, wie ich mich eben überzeugt habe, noch

alles in Ordnung! — Sie verzeihen mir also, nicht wahr?“ setzte der Doktor bittend hinzu.

„Aber natürlich!“ rief Warf lächelnd aus. „Wir können Ihre Aufregung vollkommen verstehen. Doch nun sagen Sie, was für ein Resultat hat denn die Hausfuchung eigentlich ergeben? Ihre Laune scheint mir da auf gar nichts Gutes zu deuten! Sie ließen uns so ganz ohne Nachricht!“

„Die ganze Sache ist ergebnislos verlaufen, wir sind keinen Schritt vorwärts gekommen!“ entgegnete Loken ärgerlich. „Erst am Spätnachmittag benachrichtigte uns Setter, daß der Verdacht unhaltbar geworden wäre und die Hausfuchung daher überflüssig sei!“

Mich verblüffte dieser Bescheid nicht wenig, während Warf anscheinend gar nichts anderes erwartet hatte und, wie ich zu bemerken glaubte, von diesem Resultat sehr befriedigt schien. „Hm, eine bittere Pille für den Professor!“ sagte er langsam. „Begleiten Sie uns oder bleiben Sie noch hier?“ „Wie?“ fragte Loken, der mit seinen Gedanken ganz wo anders zu sein schien, zerstreut. „Ach so. Da ich nun doch einmal hier bin, möchte ich auch noch einige Beobachtungen anstellen. Ich lasse mir nicht gerne eine sich bietende Gelegenheit entgehen, um „meinen Stern“ zu studieren. Besser ist besser! Schließlich holt uns noch einmal ein Dieb das Instrument hier weg, und dann habe ich das Nachsehen!“ schloß Loken, bitter auflachend. Nachdem wir ihm noch versprochen hatten, dem Professor die traurige Nachricht mitzuteilen, verließen wir die Warte.

Ich wollte jetzt endlich einmal erfahren, wie Wart eigentlich über die mysteriöse Angelegenheit dachte. „Wir scheinen noch weit vom Ziele zu sein, und ich glaubte doch heute vormittag, Deine Tätigkeit wäre hier beendet!“ sagte ich daher zu ihm. Viel erreichte ich nicht. „Meine Tätigkeit hier beendet?! O, nein Bruno, sie beginnt nunmehr erst richtig. Ich muß jetzt oben im Zimmer noch einige Notizen machen. Du, gehe bitte gleich zum Professor und bringe ihm die Botschaft möglichst schonend bei. Wenn ich mich meiner Aufgabe entledigt habe, komme ich nach!“

Eine Stunde später waren wir wieder in dem großen Speisezimmer des Professors versammelt. Eine schwüle Stimmung herrschte. Beim Abendbrot wurde das Essen vielleicht noch weniger beachtet als mittags. Rankoff, der sich bereits großen Hoffnungen hingegeben hatte, schien von dem Vernommenen wie vernichtet. Da jeder seinen eigenen Gedanken nachhing, herrschte eine unnatürliche Stille, die im Laufe des Abends immer drückender wurde.

Als eine wahre Erlösung mußte ich es daher betrachten, daß sich spät abends unvermutet noch ein Gast einfand. „Kriminalinspektor Setter!“ so wurde mir der kräftig gebaute Mann — man sah ihn auf den ersten Blick den gewesenen Offizier an — vorgestellt.

Nach der allgemeinen Begrüßung wandte sich Setter sofort zu Wart. „Heute habe ich Ihnen einmal den Rang abgelassen!“ rief er vergnügt. „Erinnern Sie sich noch der Timsonaffäre? Damals mußte ich Ihnen allen Ruhm überlassen. Jetzt

habe ich in meiner Sache einen großen Erfolg zu verzeichnen, während Sie in der Ihrigen wohl noch nicht viel erreicht haben, wie ich aus Ihrer nicht gerade heiteren Stimmung erfah, als ich vorhin eintrat.“ Warf überhörte diese indirekte Frage und fragte nur: „Wieso, was gibt es?!“

„Hören Sie!“ rief Setter, behaglich lachend. Dann wieder ernster werdend, fuhr er fort: „Wie Sie vielleicht auch wissen, steht der Schmuggel an der deutsch-russischen Grenze von dem Moment an, wo sich dieses Geschäft als gewinnbringend erwies, bis zum heutigen Tage in schönster Blüte. Schier unerschöpflich sind die Mittel, deren sich die Schmuggler bedienen, um die Behörden zu täuschen. Umgekehrt scheuen diese ebensowenig irgendeine Anstrengung, um der Schmugglerwirtschaft ein Ende zu machen. Hier in Litau war es bis vor vielleicht vier Jahren ruhig. Dann aber setzte der Schmuggel in einer Ausdehnung ein, die bis dahin unerhört war. Waren im Werte von vielen Millionen Rubeln passieren unverzollt die Grenze. Schließlich sah sich die Zollbehörde diesem Unwesen nicht mehr gewachsen und bat in Berlin um Hilfe.“

Ein Kollege nach dem andern wurde von dort aus hergesandt, ohne etwas ausrichten zu können. Sie wurden zurückgerufen, bekamen eine tüchtige Nase und — ein anderer wurde mit gleichem Erfolg hierher kommandiert. Währenddessen nahm der Schmuggel immer mehr an Umfang zu. Die Banden schienen sich geheimnisvoll wirkende Kräfte untertan gemacht zu haben. So geheim auch alles, was mit den Zollpatrouillen zusammenhing,

gehalten wurde, ihr Ziel und die Abmarschzeit schienen den Schmugglern stets bekannt zu sein. Waren die Beamten in der einen Richtung tätig, so wurde mit der größten Unverschämtheit in der anderen geschmuggelt. Wurden Verstärkungen herangezogen, um eine große Razzia vorzunehmen, dann war alles still.

Gleich anfangs hatte man zu dem Mittel gegriffen, alle Verbindungswege von der Stadt nach der Grenze im geheimen zu bewachen, um so die sicherlich existierenden Helfershelfer und etwaige Boten abzufassen. Man stellte in dieser Beziehung sogar den Schmugglern geschickte Fallen. Alles vergebens! Niemand konnte verdächtig, geschweige denn überwiesen werden.

So war es wirklich kein Wunder, daß man in Berlin über dieses Nest bereits zu fluchen begann, und ich mir nicht gerade gratulierte, als man mich hierher beorderte. Ich ging ohne jeden Eifer ans Werk, denn was irgend möglich war, hatten meine Vorgänger schon ausprobiert. Von der Erfolglosigkeit meiner Tätigkeit war ich vollkommen überzeugt. Und nun diese angenehme Enttäuschung!“

Im Hochgeföhle der Freude hielt Setter einen Augenblick inne, um dann wieder zu beginnen: „Wie ich aus den amtlichen Berichten ersehen hatte, sollen die Schmuggler bei großen Transporten oft den sogenannten ‚Ruhgrund‘ oder aber den ‚Pfeifenweg‘ benutzen. Diese beiden Wege sind nämlich fast stets in fahrbarem Zustande, was natürlich beispielsweise nach schlechtem Wetter für die Paschertransporte von größter Wichtigkeit ist.

Der ‚Ruhgrund‘ liegt, nach der Grenze hinge-
rechnet, etwas östlich von Rıtau; der ‚Pfeifenweg‘
ist etwa zwei Stunden östlich vom ‚Ruhgrund‘ ge-
legen.

Heute unternehme ich nun einen Streifzug und
bestimme aufs Geratewohl den „Ruhgrund“ als
Ziel. Die Sache schien auch diesmal wieder im
Sande zu verlaufen. Wir waren nur noch wenige
Minuten von unserem Ziel entfernt, ohne daß wir
irgend eine Entdeckung gemacht hätten. Plötzlich
gellt ein schriller Pfiff durch die Nacht, — wir
schraken auf und eilten dem Ruhgrund zu. Dort
angekommen, konnten wir gerade noch ein paar
Schatten im Dunkeln verschwinden sehen. Einige
sofort nach Anruf nachgesandte Schüsse schienen den
Flüchtlingen keinen Schaden zugefügt zu haben,
denn alles blieb ruhig. Auf dem Platze aber fanden
wir eine große Anzahl von Kisten und Säcken vor,
die, soweit wir es ganz oberflächlich schätzen konnten,
Güter im Werte — —“ Setter machte hier eine
Kunstpause und sah sich triumphierend um — — —
„von einer halben Million enthielten!“

„Ich gratuliere!“ rief Wart. „Das ist ein Schlag!
Eine Beförderung wird nicht auf sich warten lassen.
Na, verdient haben Sie sie aber auch!“

Setter lächelte geschmeichelt und fuhr fort:
„Die Aufstapelung solcher Werte beweist, daß die
Bascher sich vollständig sicher glaubten. Diesmal
hatten sie wohl nur deshalb einen Mißerfolg, weil
ihre Nachrichtenquelle versagte oder doch nicht
richtig funktionierte. Wären wir vorsichtig an-
geschlichen, so hätten wir nicht nur die Waren,
sondern auch die Schmuggler selbst abgefaßt. Na,

lange werden sie sich aber trotzdem nicht mehr ihrer Freiheit freuen können," schaltete der Inspektor selbstbewußt ein, „jetzt, wo ich erst einmal auf der Fährte bin. Die Beute wird eben nach der Stadt geschafft. Ihr Onkel wird aber über meinen Erfolg nicht wenig erstaunt sein, Herr Doktor!" wandte sich Setter zu diesem. „Ein prächtiger Mann übrigens! Als ich heute vormittag das Nötige über die vorzunehmende Patrouille mit ihm besprach — der Grenzschutzdienst für Kitau und Umgebung ist ihm unterstellt — und mich dabei mißmutig über die ganze Angelegenheit äußerte, tröstete er mich damit, daß es meinen zehn Vorgängern schließlich auch nicht besser gegangen wäre. Zum Schluß lud er mich zu einem Frühstück ein, um mich, wie er sagte, wenigstens etwas für die kommenden Strapazen zu entschädigen. Zu einem Frühstück! das war — na, einfach delikats!" schloß der Inspektor lachend. Dann konnte er es sich aber nicht versagen, Warf direkt nach dem Stande des diesem übertragenen Falls zu fragen.

Das war ein Funken im Pulverfaß! Wütend sprang der Professor auf.

„Herr Warf hat noch gar keine Spur gefunden!" rief er. „Teilweise sind aber Sie daran schuld! Einen ganzen Tag lassen Sie verfließen, ohne uns auch nur die kleinste Nachricht zugehen zu lassen. Diese ganze Zeit mußte Herr Warf in nutzlosem Warten verbringen, um jetzt endlich von Ihnen zu hören, — daß Sie sich geirrt hätten! Schluß, basta! Damit ist die Sache für Sie erledigt!" Rankoff brach in ein krampfhaftes Gelächter aus.

„Errare humanum est!“ wollte Warf den erregten Professor beschwichtigen und gleichzeitig Setter entschuldigen.

Merkwürdigerweise erkannte aber der angegriffene Inspektor diese Hilfe gar nicht an. Er meinte vielmehr verdrießlich: „Ja, irren ist menschlich, aber es soll bei uns nicht vorkommen!“ War es mir nur so, oder warf er Warf einen zürnenden Blick zu, den mein Freund mit einem leichten Achselzucken beantwortete?

Rankoff war nunmehr in seinem Fahrwasser. Eine schier endlose Debatte über Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit der Wiedererlangung der geraubten Papiere entspann sich.

Die Stunde war schon weit vorgerückt, als Setter endlich aufbrach, begleitet von Lozen, der auch heim wollte. Wir zogen uns nun ebenfalls zurück.

Ich war bereits halb eingeschlafen, als Warf plötzlich begann: „Setter — ich habe schon sehr oft mit ihm zusammengearbeitet — ist ein ganz tüchtiger Mensch. Das heißt, nur, wo es sich ums Zugreifen handelt. Für feinere Kopfarbeit ist er nicht zu haben, die verachtet er, — wie leider viele seiner Kollegen. Aber eitel ist der Mann, eitel! — Ich erinnere mich noch deutlich eines Falls, wo er — als man seine Körperkraft, mit der er oft zu prahlen pflegt, in Frage stellte — mit einigen Berufsgenossen, um das Gegenteil zu beweisen, eine unsinnige Wette abschloß. Er verpflichtete sich, einen am nächsten Tage zu verhaftenden, gefürchteten Einbrecher nicht, wie beabsichtigt, in eine Falle zu locken, sondern ihm ohne Überraschung

offen und unbewaffnet — nur auf seine, Setters, physischen Stärke vertrauend — entgegenzutreten und ihn festzunehmen. Sehr „verlockend“ zu dieser Wette war jedenfalls der Umstand, daß der Verbrecher auf den Spitznamen „Muskel-Emil“ hörte. Das Ende kannst Du Dir ja ungefähr denken! Nur dem energischen Eingreifen der ihn begleitenden Unterbeamten hatte Setter es zu verdanken, daß er mit einer nicht ungefährlichen Kopfwunde und einem Rippenbruch davonkam!“ Bei dieser drastischen Schilderung meines Freundes mußte ich laut auflachen.

„Und hast Du nicht heute abend gehört,“ fuhr Warf fort, „mit welcher Selbstverständlichkeit Setter davon sprach, die Schmuggler demnächst dingfest zu machen? Dabei steht es durchaus noch nicht fest, wer von dem heutigen Zusammentreffen mehr überrascht war, die Pascher oder Setter. Meiner Ansicht nach ist dieser vielmehr nur dadurch zu einem Erfolge gekommen, daß sein Glück größer ist, als — na, sagen wir mal — seine strategische Begabung für den Schmugglerkrieg!“

„Du hast doch aber Setter unverhohlen Deine Anerkennung ausgesprochen!“ meinte ich verwundert.

„Ja, weil er es seiner besagten Charaktereigenschaft wegen bestimmt von mir erwartete. Ich huldige einmal dem Jesuitengrundsatz, um nicht noch mehr bei Setter zu verlieren, denn für einen ausgemachten Esel glaubt er mich seit heute sowieso schon betrachten zu dürfen. Na, trösten wir uns damit, daß uns Fortuna auch nicht ganz im Stich gelassen hat!“

Vergebens zerbrach ich mir den Kopf, worin unser heutiges „Glück“ bestanden haben könnte. Heute, wo ein Mißgeschick dem anderen gefolgt war. Da zuckte plötzlich blitzartig ein Name durch mein Gehirn, — — ein Name, den ich im Laufe der Ereignisse schon fast vergessen hatte. Strandzinsky — sollte — —. Doch für heute war es mit meinem Denken zu Ende, der sanfte Mohn Gott begann seines Amtes zu walten. — —

Als ich am andern Morgen spät erwachte, fand ich Warf nicht mehr vor. Erst nach einiger Zeit erschien mein Freund wieder. „Du warst schon fort?“ fragte ich ihn.

„Ja, ich habe noch einen kleinen Ausflug unternommen. Doch Du kannst Dich zur Reise bereit machen. Wir müssen nach Berlin zurück. Ich erhielt von dem Minister Brysen ein Telegramm nachgesandt. Seine Sache scheint jetzt reif zu sein. Meine Anwesenheit in Kopenhagen ist dringend notwendig.“

Nachdem Warf fest versprochen hatte, die Gelegenheit, wenn es ihm irgend die Zeit wieder erlauben werde, weiter zu verfolgen, nahmen wir mittags von dem tieferregten Professor Abschied. Ich hatte dabei das Gefühl, als ob Warf nach unserem dergestalt verunglückten Debut nicht gerade in Rankoffs Wertschätzung gestiegen sei.

Der alte Mann dauerte mich. Ich wagte daher während der nun folgenden Rückfahrt einen Vorstoß gegen meinen Freund.

„Gibst Du die Sache vollständig auf, oder glaubst Du die Affäre später doch noch aufklären zu können?“

Wider Erwarten gab mir Warf bereitwillig Auskunft. Sie setzte mich allerdings nicht wenig in Erstaunen.

„Ob ich glaube, die Angelegenheit doch noch aufklären zu können?“ meinte Warf ruhig.

„In Bälde muß ich einen neuen Band meiner handschriftlichen Bibliothek beginnen. Zuerst wird dort zur Eintragung gelangen: Der Fall Rankoff! Das Rätsel von „Feldheim“ ist bereits gelöst!“ — —

5. K a p i t e l.

Wenn ich auch fernerhin nur Tatsachen berichten soll, muß ich nunmehr dem Schlusse zueilen. Übrigens war der der Wirklichkeit entsprechende Abschluß der Affäre Rankoff so unerwartet, ja, man kann sagen, so dramatisch, daß ich ohne Kummer auch jetzt jeder Phantasie Schweigen gebieten kann.

Seit unserem Besuche in Riga waren zehn Wochen verflossen, während welcher Zeit ich in Berlin wieder meinem Beruf nachging. Warf war bereits seit mehreren Tagen aus Kopenhagen zurückgekehrt. Er hatte dort ein neues Blatt seinem Ruhmeskranze eingeflochten. Es war ihm gelungen, die bekannte Spionageaffäre, dies raffinierte Truggewebe politischer Dunkelmänner, das beinahe einen Krieg zwischen drei Großmächten entfacht hätte, zur Zufriedenheit aller beteiligten Staaten noch im letzten Moment aufzuklären. — —

Eines Tages kam ich von einem Geschäftsgange heim und fand Warf in meinem Zimmer vor. Er hielt mir ein Telegramm entgegen: „Ich muß morgen noch einmal nach Riga. Bereite Dich also

darauf vor, wenn Du die Absicht hast, mitzukommen. Hast Du eine Waffe?“

„Ja, einen kleinen Taschenrevolver!“

„Nimm ihn mit. Die Sache ist nicht ganz ungefährlich. Vielleicht setzt sich der Fuchs noch zur Wehr, wenn er schon im Eisen steckt!“

Etwas Näheres wußte ich immer noch nicht, da sich Warf auf keinerlei Erklärungen mehr eingelassen hatte. So ist es begreiflich, daß ich mit Ungeduld den nächsten Tag erwartete.

Wir benutzten denselben Zug wie das erste Mal und kamen daher erst abends in Raitau an.

Ich wollte mich nach einem Wagen umsehen, der uns nach Feldheim herausbringen sollte. Warf hinderte mich daran.

„Ich habe Rankoff gar nicht von unserem Kommen benachrichtigt. Unser Hiersein muß solange wie möglich Geheimnis bleiben. Deshalb machen wir besser den Weg zu Fuß!“

Vom Bahnhof aus war Feldheim gute zwei Stunden entfernt. Der Weg war nichts weniger als angenehm. Beträchtliche Zeit mußten wir eine Chaussee benutzen, die über das freie Feld führte. Da Neumond war, herrschte trotz des klaren Himmels nahezu völlige Dunkelheit. Dazu piff uns der Herbstwind entgegen, daß wir nur mit Mühe vorwärts kamen. Schweigend waren wir dahingeschritten.

„Wenn mancher alte Kunde von mir jetzt wüßte, wo ich mich augenblicklich befinde,“ meinte Warf plötzlich, „so würde er sich vielleicht nicht die Gelegenheit entgehen lassen, mich so ohne Gefahr für ihn um die Ecke zu bringen. Ich kenne mehrere aller-

liebste Kerlchen, denen ich hier gerade nicht zu begegnen wünsche. Und Du müßtest dann mit dran glauben," jetzte mein Freund lachend hinzu, „mitgefangen — mitgehangen!“

Ich weiß, der Leser wird spöttisch lächeln, aber — um der Wahrheit die Ehre zu geben — ich konnte ein leises Furchtgefühl nicht unterdrücken. Warfs so scherzhaft gehaltene Äußerung hatte einen verzweifelt ernstesten Hintergrund. Mir war wohl bekannt, daß man Warf schon verschiedentlich nach dem Leben getrachtet hatte. Dazu kam die Spannung, mit der ich seit dem vorigen Tage den kommenden Ereignissen entgegensah und dieser, für einen Großstädter völlig ungewohnte, nächtliche „Spaziergang“ — meine Nerven ließen mich momentan im Stich. Unwillkürlich suchte meine Hand die Waffe, während ich, mich ängstlich umsehend, glaubte, jeden Augenblick eine Gestalt aus dem Dunkeln plötzlich neben mir auftauchen zu sehen.

„Laß Deinen Revolver nur stecken!“ rief Warf heiter. „Allwissend sind glücklicherweise auch die geriebensten Gauner nicht! Übrigens sind wir gleich am Ziel. Wenn ich nicht irre, sind das da hinten die Lichter von Feldheim. Natürlich! Da ist ja das Observatorium. Sogar in voller Beleuchtung der beiden Bogenlampen . . . Lozen macht jedenfalls wieder den Himmel unsicher!“

Bald darauf standen wir in dem Studierzimmer des überraschten Professors. Rankoff überschüttete uns natürlich mit Fragen. Warf schnitt diese aber kurz ab, indem er ernst aber freundlich sagte: „Mein heutiges Hiersein ist im Interesse Ihrer An-

gelegenheit notwendig, Herr Professor! Vorläufig muß Ihnen das schon genügen!"

Nachdem alle Versuche, mehr aus Warf herauszuholen, fehlgeschlagen waren, erinnerte sich Rankoff endlich der Gebote der Gastfreundschaft.

"Ich werde Ihnen sofort wieder Ihr altes Zimmer herrichten lassen. Sie nehmen doch ein paar Erfrischungen zu sich?" Der Professor läutete. Ein junger Bursche mit unverkennbar slavischen Gesichtszügen erschien. Rankoff übergab ihm unsere beiden kleinen Handtaschen mit dem Befehl, das betreffende Zimmer so bald wie möglich in Ordnung zu bringen. Dann eilte er hinaus, um einige Anordnungen für die Mahlzeit zu geben. Eine fröhliche Regsamkeit hatte sich seiner bemächtigt, wie ich sie vorher nie bei ihm wahrgenommen hatte. Augenscheinlich war Rankoff, der auf Warf nicht mehr zu rechnen schien, durch unsere Ankunft jetzt doppelt erfreut.

Wir konnten uns bald zum Essen niedersetzen und ließen es uns schmecken; die nächtliche Fußpartie hatte einen Appetit wachgerufen, den man schon füglich mit Hunger bezeichnen konnte.

"Sie haben sich einen neuen Diener angeschafft", fragte Warf den Professor.

"Ja", entgegnete Rankoff. "Als die zerschmetterte Observatoriumstür ersetzt werden sollte, fragte ich den Inspektor Setter, wie ich mich am besten gegen weitere Einbrüche schützen könnte. Setter schlug mir eine kunstvoll konstruierte elektrische Alarmlitung vor. Doch das genügte mir nicht. Ich hatte alle Veranlassung, bei ungenügendem Schutz für das Fernrohr selbst zu fürchten. Die

Leitung konnte aber aus irgend einem Grunde einmal nicht funktionieren, sie konnte von den Einbrechern entdeckt und zerstört werden, — kurz, so vertrauensselig ich früher war, so vorsichtig war ich jetzt geworden. Ich ließ also, um ganz sicher zu gehen, neben dem Observatorium ein kleines massives Blockhaus errichten, welches der Portier mit seiner Familie beziehen mußte. So steht die Warte nunmehr unter steter Bewachung. Durch diese Maßregel benötige ich aber eines weiteren Angestellten. Ich ließ mir daher durch Vermittlung meiner Familie aus Rußland einen zuverlässigen Menschen, der auch das Deutsche notdürftig beherrscht, schicken. Sie haben Borris ja vorhin gesehen!“ Wehmütig lächelnd setzte der Professor hinzu: „Ja, auch bei mir findet leider das deutsche Sprichwort vom zugedeckten Brunnen Anwendung!“

Wir wurden einer Tröstung überhoben, denn in diesem Augenblicke öffnete sich die Tür und Doktor Lozen trat ein. Erstaunt fuhr er zurück, als er uns erblickte. „Kann ich meinen Augen trauen?“ rief er verblüfft aus.

Nun spielte sich dieselbe Szene ab wie vorhin mit dem Professor. Doch auch Lozen gegenüber blieb Warf fest.

„Aber begnügen Sie sich doch damit, daß es mir vielleicht gelingt, Ihnen Ihr Eigentum wieder zustellen zu können!“ sagte Warf endlich ungeduldig zu Lozen, als dieser durchaus etwas Bestimmtes erfahren wollte. Wohl oder übel mußte der Doktor sich jetzt zufrieden geben.

Das Thema war meinem Freund endlich unangenehm geworden und er trachtete danach, als

wir uns später wieder in das Studierzimmer Rankoffs zurückgezogen hatten, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

Zu diesem Zwecke gab mein Freund durch einige geschickt hingeworfene Fragen dem Professor Veranlassung, mit einer längeren Auseinandersetzung über ein Problem der modernen Astronomie zu beginnen. Als Rankoff geendigt hatte, gab dann Warf einige interessante Erlebnisse aus seinem Beruf so spannend wieder, daß wir wie gebannt an seinen Lippen hingen. Nie und nimmer hätte ich vorher Warf solch ein Unterhaltungstalent zugetraut.

„So, und nun gönnen Sie mir bitte ein paar Augenblicke Ruhe, ich möchte mir wenigstens erst einmal eine Zigarre anbrennen!“ meinte Warf gutgelaunt, als er eben wieder eine Schilderung beendet hatte. Er wollte sein Zigarren-Etui herausholen, doch leer kam seine Hand aus der Tasche zurück. Warf sann einen Moment nach. „Entschuldigen Sie mich, meine Herren. Ich habe mein Etui in der Reisetasche, die schon nach unserem Zimmer heraufgebracht worden ist. Ich bin gleich wieder hier!“

„Aber bitte!“ riefen der Professor und Loken fast einstimmig und hielten meinem Freund ihre Zigarrentaschen entgegen.

„Nein, nein,“ dankte Warf, das Zimmer verlassend, „es ist eine kleine Eigentümlichkeit von mir, nur meine Marke zu rauchen, wie Ihnen mein Freund bestätigen kann. Also für einen Augenblick, bitte!“

„Schade, diese Unterbrechung!“ sagte Loken. „Ich wollte eigentlich das Observatorium nur auf

kurze Zeit verlassen, um mich hier etwas aufzuwärmen. Aber Ihr Freund versteht es, seine Zuhörer zu fesseln. Jetzt muß ich aber bald aufbrechen. Mir entgehen sonst einige wichtige Beobachtungen!“ Der Doktor sah auf seine Uhr. „Was, schon neun? Na,“ setzte er überlegend hinzu, „eine halbe Stunde habe ich noch Zeit!“

Als aber Warf später mit einer glimmenden Zigarre im Munde zurückkehrte, und sofort wieder mit einer sensationellen Schilderung begann, dachte auch Loken nicht mehr ans Fortgehen. So kam es, daß schon Mitternacht herangekommen war und wir immer noch beisammen saßen.

Ein immer näher kommendes Geräusch auf der Landstraße, das durch die halb geöffnete Verandatür zu uns hereindrang, zwang Warf endlich aufzuhorchen. Hatte man zuerst nur einen dumpfen Lärm vernommen, so unterschied man jetzt deutlich Räderknarren, Peitschenknallen und Stimmen. Die Vorüberfahrenden mußten sich schon in unmittelbarer Nähe des Hauses befinden.

„Vielleicht eine Zigeunerbande!“ meinte der Professor.

„Sehen wir uns die Sache einmal näher an!“ entschied Warf.

Wir traten auf die Veranda. Ein überraschender Anblick bot sich uns dar.

Von Osten her kam eine Anzahl Lastwagen auf der Landstraße daher, die von einem starken Aufgebot Gendarmen und Polizeisoldaten umgeben waren. Voran schritt ein Trupp gefesselter Männer, ebenfalls von Gendarmen umgeben. Das durch

Fackeln gespendete Licht gestattete dies alles, wenn auch nur undeutlich, zu erkennen.

Vor mir, an dem niedrigen Gitter der Veranda, stand Lozen. Er wandte sich zu uns und wollte augenscheinlich eine Bemerkung machen. Plötzlich stuzte er, beugte sich weit vor und betrachtete — sich umsehend — einige Augenblicke scharf das Observatorium, um gleich darauf wie von einer Biper gestochen zurückzufahren. So viel Entsetzen prägte sich auf seinen Zügen aus, daß ich unwillkürlich seinem Blicke folgte. Hat ein neues Unglück die Sternwarte getroffen, dachte ich. Aber nichts Außergewöhnliches konnte ich dort entdecken. Ruhig brannten oben auf der Plattform die Bogenlampen, während das Fernrohr wie ein Riesenfinger nach der Stadtrichtung ausgestreckt war.

Doch noch ehe ich alle diese Gedanken recht gefaßt hatte, geschah etwas Unerwartetes.

Thomas Warf sprang plötzlich blitzschnell, mich beiseite stoßend, auf Lozen zu, der sich eben über die Verandabrüstung ins Freie schwingen wollte. „Lassen wir das“, meinte Warf gleichmütig. „Ihr Spiel ist aus. Sparen Sie sich nur jeden Fluchtversuch. Das Gut ist so dicht umstellt, daß keine Maus ungesehen passieren kann. — Sie glauben doch nicht — — — Hand aus der Tasche!“ rief Warf plötzlich sich unterbrechend.

Ich sah etwas Blankes in der Hand des Doktors bliken, das aber gleich darauf zu Boden fiel. Ein kurzes Ringen entstand und Lozen sank nieder. Ein Schlag mit dem englischen Polizeiknüppel Warfs — seine Lieblingswaffe — hatte den Doktor wohl getroffen und betäubt.

„Er hat es nicht anders haben wollen!“ meinte mein Freund finster, ein schwedisches Dolchmesser vom Boden aufhebend. „Beinahe hätte er es wiedererlangt, und dann würde ich jetzt wohl, aber in einem ganz anderen Zustand, hier liegen!“

Der Professor stand starr da vor Staunen und Schreck. Mir ging es nicht anders. Aber bevor sich noch ein Ausruf unseren Lippen entringen konnte, näherten sich der Veranda Schritte und gleich darauf tauchte Setter auf. Leichtfüßig schwang er sich über die Brüstung zu uns hinein.

„Wahrhaftig ein Meisterstück von Ihnen, Herr Warf!“ rief er diesem zu. „Aber wo ist denn der Überschlaue? Ah, ich sehe schon. Na, ich werde mal sein eventuelles Unsichtbarwerden gründlich verhindern!“ Damit beugte er sich zu dem Besinnungslosen herab, ihm Hand- und Fußschellen anlegend.

„Ja, aber was soll denn das bedeuten?“ brachte endlich der Professor hervor.

„Was das bedeuten soll?“ entgegnete Warf ernst, „nun, nichts weiter, als daß Sie, Herr Professor, und vielleicht indirekt auch die Wissenschaft, das Opfer eines ungeheuer niederträchtigen Bubenstreiches geworden sind! Zum näheren Verständnis ist es erst einmal nötig, daß Sie die Vielseitigkeit des Herrn Doktor Loken kennen lernen. Sie sehen hier,“ — Warf wies auf den immer noch betäubt Daliegenden — „den Doktor phil. Loken, im Nebenberuf Pseudoastronom, im Hauptberuf der Welt gegenüber Pädagoge, in Wirklichkeit aber Schmugglerbandenleiter, und zwar der geriebenste, den Europa wohl Augenblicklich kennt!“

„Pseudoastronom, — Schmugglerbande?“ Rankoff starrte Warf verständnislos an.

„Ja, aber seine Entdeckung, die uns gestohlene wissenschaftliche Arbeit, die mein Lebenswerk krönen sollte!“ Fassungslos, wie ein Schrei aus tiefster Seele kam es heraus.

Warf tauschte mit Setter einen mitleidigen Blick aus. Achselzuckend wandte dieser sich ab.

„Die wissenschaftliche Arbeit ist nie gestohlen worden, Herr Professor“, entgegnete Warf. „Ich bin in der Lage, sie Ihnen zu übergeben.“ Mein Freund holte aus seiner Tasche ein Bündel Papiere, das er dem Professor übergab. Der größere Teil der Schriftstücke, darunter die umfangreichsten und die Zeichnungen befinden sich noch in meiner Reisetasche“, setzte Warf hinzu.

Mit zitternden Händen griff Rankoff zu.

„Machen Sie sich auf eine furchtbare Enttäuschung gefaßt, Herr Professor!“ sagte mein Freund. „Ich habe es Ihnen ja schon gesagt, Sie sind einem Gaunerstreich zum Opfer gefallen.“

Der Professor schien gar nicht zuzuhören. Hastig durchblätterte er die Papiere, um dann verwirrt zurückzufahren.

„Leere Blätter!“ murmelte er, Warf fragend ansehend.

„Und das andere?“

„Entweder gleichfalls unbeschriebene Papiere oder sie enthalten nur die von Ihnen selbst nach und nach angefertigten Berechnungen, denen übrigens untereinander der nötige Zusammenhang fehlt!“ gab Warf finster Auskunft. „Zeichnungen existieren zwar. Nur hat sie Loken einfach aus alten Fach-

werken abgepaust. Das ist die ‚wissenschaftliche‘ Arbeit des Herrn Doktors!“

Erst nach und nach schien Rankoff zu verstehen. In dem Augenblick aber, wo ihm die Erkenntnis des schamlosen Betruges, dem er augenscheinlich zum Opfer gefallen war, aufdämmerte und er seine jahrelangen Hoffnungen so jählings zertrümmert sah, durchzuckte es ihn wie ein elektrischer Schlag. Eine furchtbare Veränderung ging mit den Gesichtszügen des Professors vor. Die Augen schienen ihm aus den Höhlen quellen zu wollen. „Halt ihn!“ rief Warf mir zu, selbst auf Rankoff zuspringend.

Zu spät!

Bevor wir es verhindern konnten, hatte er das noch auf dem Tisch liegende Messer ergriffen und wollte auf Lozen zueilen! Doch gleich darauf entsank die Waffe seiner Hand; er faßte sich nach der Stirn und sank ohnmächtig nieder. Wir hoben Rankoff auf und legten ihn auf ein Sofa.

Warf fühlte seinen Puls. „Er wird bald wieder zu sich kommen. Der Schlag war zu groß für den alten Mann. Diese Ohnmacht hat immerhin ihr Gutes. Sie hat den Professor vor einer unüberlegten Tat bewahrt! Ah, was sehe ich, wieder bei Bewußtsein!“

Wirklich lag Lozen mit offenen Augen da, uns gleichgültig anstarrend.

„Ob ich ihn gleich nach der Stadt schaffen lasse?“ meinte Setter. „Übrigens morgen vormittag noch eine nette Arbeit für mich, den Polizeidirektor auf die Taten seines Herrn Neffen vorzubereiten!“

„Nein, nein“, unterbrach ihn Warf. „Vorläufig wollen wir den Herrn Doktor noch hierbehalten.“

Vielleicht teilt er uns doch noch so mancherlei mit. Beordern Sie zwei Beamte hierher und schicken Sie die übrigen mit dem Wagen voraus. Der Professor kann Ihnen nachher sein Gespann leihen, mit welchem Sie dann bequem Ritau erreichen können. Jetzt wollen wir Loksen aber ins Zimmer schaffen. Es verhandelt sich drinnen besser als draußen auf der kalten Veranda!“

Diese Vorgänge hatten sich so schnell abgespielt, daß ich mich erst jetzt einigermaßen von meinem Erstaunen erholt hatte und bemerkte, daß der ganze Zug draußen auf der Landstraße vor dem Gute Halt gemacht hatte. Man wartete offenbar auf weitere Befehle Setters. Dieser eilte heraus, um bald darauf mit zwei Gendarmen zurückzukehren, die Loksen aufhoben und ins Zimmer trugen. Ehe man die Verandatür schloß, vernahm ich noch, wie sich die Gefährte wieder in Bewegung setzten.

„Muß ich den Anblick dieses Elenden noch lange ertragen?“ ertönte eine matte Stimme. Rankoff war wieder zu sich gekommen. Mit zitternden Gliedern setzte er sich eben auf.

„Nur noch kurze Zeit!“ entgegnete Warf im rücksichtsvollen Tone. „Wir glauben Ihnen noch einige Aufklärungen schuldig zu sein. Vielleicht bequemt sich Loksen bei dieser Gelegenheit zu einem Geständnis, um wenigstens einen mildernden Umstand später ins Treffen führen zu können!“

„Ein Geständnis? Mit welchem Recht geht man eigentlich so mit mir um? Ich verstehe von alledem kein Wort!“ rief Loksen aus und gab sich dabei Mühe, ein erstaunt=entrüstetes Gesicht zu machen. „Was

soll ich denn gestehen? Was geht hier vor? Dürfte ich endlich um Aufklärung bitten!“

„Das wird sich alles finden. Ihr Benehmen wird Ihnen aber verzeuvelt wenig nützen!“ entgegnete Wart ruhig.

„Hier scheint ein Irrtum obzuwalten und ich habe nicht die Macht, ihn aufzuklären. Nun wohl, ich muß mich der Gewalt fügen. Doch Sie haben recht, Herr Wart, das Weitere wird sich finden. Sie werden mir dann für Ihr jetziges Auftreten Rede stehen!“ drohte Doktor Loken kalt aber mit aschfahlem Gesicht — er sah jetzt noch gnomenhafter aus, als sonst, sich ruhig in seine Lage findend.

Der Professor war durch dieses Benehmen stuzig geworden. „Aber sagen Sie, Herr Wart, was bezweckt denn diese schändliche Komödie eigentlich?“ fragte er aufgeregt.

„Es hat mir nicht wenig Mühe gekostet, bis ich eine Antwort auf diese Frage fand!“ entgegnete Wart. „Ich will Ihnen kurz erklären, wie man indirekt Sie, Herr Professor, wider Wissen und Willen zum Helfershelfer einer Schmugglerbande machte.

Vielleicht stellt es sich noch heraus, durch welchen Umstand Loken, als vordem ehrlicher Mensch, bewogen wurde, sich außerhalb der Geseze zu stellen. Meiner Ansicht nach konnte er dem Locken des Goldes nicht widerstehen. Dazu kam, daß Lokens Absicht von Anfang an von der Gelegenheit begünstigt wurde, die hier zwar nicht Diebe, wohl aber Schmuggler machte.“

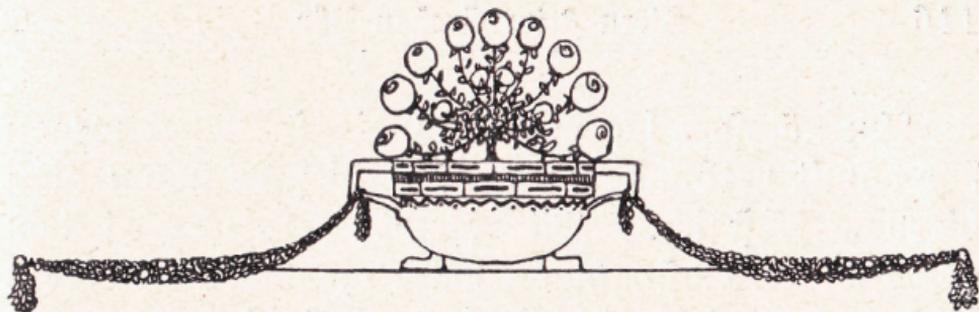
(Schluß folgt.)





Bibliothek
für Alle
Band 13





Stern β im Großen Bär.

Aus dem Leben und der Praxis Thomas Marks.

Kriminalroman von William Kahn.

(Schluß)



Die Gelegenheit bestand darin," erklärte Mark, „daß es Loken ein Leichtes war, von den Schritten der Behörde unterrichtet zu sein. Sie brauchen nur daran zu denken, welche amtliche Stellung sein Onkel bekleidet. Konnte man aber die behördlichen Maßnahmen rechtzeitig einer Schmugglerbande mitteilen, so war aller Voraussicht nach anzunehmen, daß dann die Transporte der Pascher völlig ungefährdet würde vor sich gehen können. So oder ähnlich war wohl Lokens Schlußfolgerung, als er erst einmal auf derartige Gedanken gekommen war. Wie sich dann die Sache weiter entwickelte, weiß ich nicht, auch hat das nur wenig Interesse für uns. Fest steht nur, daß die Schmugglerorganisation bereits von Loken ins Leben gerufen war, ehe Sie, Herr Professor, ihn kennen lernten. Bis dahin war die Idee nur deshalb noch nicht in die Praxis umgesetzt worden, weil man noch nicht recht wußte, wie man Lokens Nachrichten befördern sollte.

Am nächsten lag ein Botendienst. Aber wegen der damit verbundenen großen Gefahr nahm man hiervon Abstand. Mit Recht! Denn bei den getroffenen Maßnahmen wäre die Behörde einem solchen Nachrichtendienst bald auf die Spur gekommen. Blieb noch der Telegraph! Bei näherer Betrachtung ein sehr zweifelhaftes Mittel. Die nächste kleine, für die Schmuggler als Empfangsort in Betracht kommende Telegraphenstation liegt nämlich, wie ich erfahren habe, jenseits der Grenze über fünf Stunden von ihr entfernt. Da nun Loken seine Komplizen immer erst sehr spät benachrichtigen konnte, um sicher zu sein, daß über die Patrouillen nicht in allerletzter Minute noch anders disponiert wurde, war bei derartig ungünstigen Umständen anzunehmen, daß, ehe die Nachrichten anlangten, bereits zuviel Zeit verflossen war und sie daher in den meisten Fällen gar keinen Wert mehr hatten. Auch war nicht ausgeschlossen, daß man, besonders auf dem, wie schon gesagt, sehr kleinen russischen Telegraphenamte auf die häufigen Telegramme und dadurch schließlich auf die Bande selbst aufmerksam wurde. In deren Absicht aber lag es, ihren Plan auch nicht der kleinsten Gefahr auszusetzen und nicht möglicherweise frühzeitig eine Gelegenheit zu zerstören, wie sie sich ihnen selten günstig bot. Während man noch so hin und her überlegte, erschien ihr Werk, Herr Professor, und damit war in Lokens Augen ein Ausweg gefunden, der vor allen anderen den Vorzug einer unbedingten Sicherheit hatte!

Doktor Loken baute sich einen Plan auf, wie er raffinierter kaum ausgedacht werden kann.

Zuerst trat er bei Ihnen als Pächter Ihrer Warte auf. Als Sie sich ablehnend verhielten — was er bei seiner Rechnung mit in Betracht gezogen hatte — machte er Sie mit seiner angeblichen Entdeckung bekannt und erreichte am Ende dadurch seinen Zweck, die Überlassung des Observatoriums, dessen durch die starke Bodenerhebung außerordentlich günstige Lage er wohl kannte.

Dort benutzte er dann das Fernrohr zwar nicht zu astronomischen Beobachtungen, wohl aber als optischen Telegraphen! Während man den Astronomen Loken eifrig bei der Arbeit glaubte, gab der Schmuggler Loken seinen Kameraden an der Grenze, die mit Ferngläsern bewaffnet, jede Bewegung des Observatoriumsinstrumentes verfolgen konnten, Zeichen. Dies geschah auf die einfachste Weise. War eine verstärkte Überwachung der Grenze durch Streifzüge im Westen geplant, so zeigte dies das Fernrohr an, indem es nach Westen gerichtet war. Die Folgen lagen auf der Hand, im Osten wurde dann um so lustiger geschmuggelt. Und umgekehrt! So ergaben sich auf die Dauer Zustände, wie sie uns Inspektor Setter neulich schilderte, und es lag wirklich nicht an der Nachlässigkeit der Behörde, daß der Schmuggel von Jahr zu Jahr zunahm. In Doktor Loken hätte niemand den Leiter vermutet!“

„Ja, ja, er verstand zu täuschen!“ fiel Rankoff bitter ein.

Wark schüttelte bedächtig den Kopf. „Wenn ich Sie, Herr Professor, schon der Nebenumstände wegen, auch als Opfer dieser unerhörten Täuschung

bedauern muß, so kann ich Sie doch von einer gewissen Mitschuld nicht freisprechen!“

Krankoff fuhr auf. „Was! Mitschuld? Vielleicht, weil ich, als Loken mir seine logisch ausgearbeitete Idee — — —“

„Verzeihung!“ unterbrach ihn Warf, „das ist der Punkt, den ich meine. Nicht Loken hat seine Trugschlüsse ausgearbeitet, Herr Professor, sondern Sie selbst!“

Krankoff sah ihn verständnislos an.

„Sie werden mich gleich besser verstehen!“ erklärte Warf. „Sie kennen doch den Typ des eingebildeten Kranken, der, wenn er die Symptome irgend einer Krankheit beschrieben findet, sie sofort bei sich entdeckt und es dadurch fertig bringt, von allen möglichen Leiden zugleich befallen zu sein. Eine psychologische Ähnlichkeit hiermit weist Ihr Fall auf. Hören Sie bitte zu, wie nach meiner Überzeugung die Komödie einsetzte!

Loken besaß als Amateurastronom gerade so viel Kenntnisse, um den Betrug wagen zu können. Er studierte Ihr Werk aufmerksam durch und suchte dann eine wichtige — vielleicht die wichtigste Behauptung heraus, die Sie nur als Hypothese hinstellten. Indem er diese Hypothese mit einem Phantasierüst umgibt, stempelt er sie zur Tatsache. Sein Plan ist für ihn ziemlich ungefährlich, da Loken sich vornimmt, nur anzudeuten. Außerdem waren im Notfalle seine Angaben wahrscheinlich gar nicht zu kontrollieren. Er begibt sich zu Ihnen und setzt Sie durch die ihm scheinbar unwillkürlich entfahrene Mitteilung in die größte Aufregung. Loken hatte damit vorerst seinen Zweck

erreicht und hüllte sich nun in geheimnisvolles Schweigen, was Ihr Bestreben, mehr zu hören, nur verdoppeln mußte. Endlich ließ er sich widerwillig herbei, einige Andeutungen fallen zu lassen. Sie griffen diese eifrig auf und verfolgten sie weiter. Dann brachten Sie sie jedenfalls in Verbindung mit Ihrer Hypothese, rekonstruierten dergestalt irgendwie einen Beweis, um schließlich in höchster Spannung Loken zu fragen, ob der Beweis, den er erbringen wollte, dem Ihrigen gleich oder wenigstens sehr ähnlich sei. Ich denke mir nun, daß Loken zuerst jede Auskunft verweigerte und Sie einige Zeit im Ungewissen ließ. Dann gab der Doktor, der natürlich Wort für Wort Ihrer Anschauung akzeptiert hatte, halb zu, daß Sie auf der rechten Fährte wären, um zum Schluß — nur widerstrebend — Ihre „Mitarbeit“ anzunehmen! So erleichterten Sie es Loken ungeheuer, seine Jules-Bernenade durchzuführen — dieser Franzose liebt es ja bekanntlich auch, aus einer Mischung von Dichtung und Wahrheit „Beweise“, wenn auch nur auf dem Papier, aufzubauen —, indem eigentlich erst Sie, wohl gemerkt, Sie, Herr Professor, das Lokensche Phantom mit allen Details, wenn auch natürlich ganz unbewußt, ausbauten und die nötigen Folgerungen zogen!

Bei dem späteren „Zusammenarbeiten“ ging es wohl ähnlich zu. Loken hatte nur nötig, sich durch oberflächliches Studium einen ganz allgemeinen Überblick anzueignen. Für alles Weitere sorgte seine Phantasie und — verzeihen Sie, Herr Professor, die Ihrige. Denn ohne diese, ohne eine Art Autosuggestion Ihrerseits, hervorgerufen durch

das Bestreben, der Arbeit Ihres Lebens einen würdigen Abschluß zu geben, wäre es jedenfalls Loken unmöglich gewesen, seinen Betrug solange Zeit hindurch durchzuführen. Dazu besaß er viel zu wenig Fachkenntnisse. Dies geht schon daraus hervor, daß er bei unserer damaligen Eisenbahnfahrt — trotzdem er doch seiner Sache ziemlich sicher sein mußte — Bedenken trug, mir den Namen jenes Sternes zu nennen. Er glaubte wohl befürchten zu müssen, daß, falls er sich auf nähere Angaben einließ, für jeden Unbeeinflußten der ganze Schwindel bald zutage treten würde, was in Wirklichkeit gänzlich ausgeschlossen war. In der Astronomie kann man, wie Sie ja wissen werden, wissentliche oder unwissentliche Irrtümer — sofort — nicht einmal in bezug auf Gestirne aufdecken, die unendlich viel mal leichter einer ständigen Beobachtung zugänglich sind und waren, als jener Fixstern, von dem man, wenn ich nicht irre, gerade ungefähr weiß, daß er sich mit einer Geschwindigkeit von 45 Kilometer in der Sekunde vom Sonnensystem entfernt! Übrigens glaube ich, Herr Professor, daß es nie zu solchen Verwicklungen gekommen wäre, wenn Loken, ohne erst nötig zu haben, sein Märchen vorzubringen, sonst irgendwie hätte im Besitz des Observatoriums gelangen können. Ich meine z. B. durch Pacht oder ähnliches!“

Als Warf geendigt hatte, zeigte das verlegene Schweigen des dupierten Professors genügsam, daß es dem Scharfblick meines Freundes nur zu gut gelungen war, das ganze Truggewebe Lokens zu durchschauen.

Wark fuhr fort: „In den letzten Monaten begannen Sie nun auf die endliche Fertigstellung der Arbeit Lozens zu dringen. Lozen war in Verlegenheit. Da beschloß er kurzerhand, den gordischen Knoten zu durchhauen. Er benachrichtigte Sie, die Arbeit wäre in Kürze fertig, Sie könnten also ruhig Ihre lang projektierte Reise jetzt unternehmen, Ihre Anwesenheit wäre vorläufig nicht mehr nötig. Während Sie von Feldheim abwesend waren, beging dann Lozen diesen sonderbaren Einbruchsdiebstahl, wenn man jene Tat überhaupt so benennen kann, und ‚stahl‘ die Papiere, die Ihnen gegenüber als ‚die Arbeit‘ galten. Indem die fertige Arbeit verschwand, glaubte er — Lozen wußte genau, daß Sie, Herr Professor, danach trachten würden, das Verlorene zu ersetzen — Zeit und damit alles gewonnen zu haben. Daß er sein altes Spiel dann nicht wieder beginnen konnte, war nicht seine Schuld! Trösten Sie sich damit, daß es besser ist, die Wissenschaft ist betrogen worden, als daß die Menschheit jetzt wüßte, ihre Stunden wären nur noch gezählt!“

Wark stand auf: „Nun, Inspektor, ich denke, wir nehmen für heute Abschied!“

Der so Angesprochene traf aber gar keine Anstalten dazu. „Um,“ meinte er verlegen, „wenn es Ihnen nicht zu viel ist, möchte ich Sie doch bitten, noch hinzufügen zu wollen, wie Sie eigentlich auf die richtige Spur kamen. Es ist nicht etwa nur Neugierde, die mich zu dieser Bitte treibt!“

„Nein,“ unterbrach ihn Wark lachend, „auch Berufsinteresse — selbstverständlich! Den Gefallen will ich trotz der vorgerückten Zeit gerne noch er-

weisen, zumal mein Freund Bruno, der in dieser Beziehung nicht so penible ist wie Sie, sich nicht scheut, starke Neugierde an den Tag zu legen!“

Wark nahm wieder Platz und begann in jenem eigentümlichen Tone, den er stets annahm, wenn er andere belehrte und den ich so ungern bei ihm hörte: „Ich unterscheide in bezug auf die Schwierigkeit, ein Verbrechen aufzuklären, drei Fälle. Der leichteste Fall ist der, wenn bei einem Verbrechen das wirkliche Motiv sofort erkennbar ist. Dann kommen die Verbrechen, wo anscheinend gar kein Motiv zur Tat vorhanden war. Am schwersten sind aber diejenigen Verbrechen aufzuklären, wo zwar ein Motiv klar zutage tritt, aber ein vorgeschobenes, fingiertes, das das wirkliche verdecken soll. Vielfach wird dann das falsche Motiv für das wahre angesehen, es werden Fährten gesucht und durch Verkettung besonderer Umstände auch oft gefunden; schließlich wird ein Unschuldiger bestraft oder der Fall bleibt unaufgeklärt, während der Täter straflos bleibt. Selbst mancher Justizmord mag auf Konto eines solchen Vergehens gehen! Ihre Angelegenheit gehörte zu den Fällen der dritten Art, denn ein Verbrechen war hier in ein anderes verkapfelt. Da anfangs nur das eine bekannt war und sein scheinbarer Zweck völlig unidentisch mit dem wirklichen war, mußte jedes angenommene Motiv natürlich auch grundverschieden von dem wirklichen sein.

Als Sie mich zu Hilfe riefen, konnte ich, da mir alles andere noch unbekannt war, mein Augenmerk nur auf den Diebstahl der Dokumente richten. Es würde jetzt zu weit führen, wenn ich Ihnen alles

mitteilen würde, was mir hier die richtige Fährte wies. Ich werde es Ihnen nur in großen Umrissen schildern.

Lozen kam schon seit jenem Besuch, den er mir damals gemeinschaftlich mit Ihnen, Herr Professor, abstattete, für mich als Täter in Betracht. Es dürfte Ihnen nicht mehr so seltsam erscheinen, daß ich in einem meiner Auftraggeber den Täter vermutete, wenn ich Ihnen sage, daß jemand, der in seinem Leben schon so viel wunderliche Sachen gesehen hat wie ich, mit seinen Schlußfolgerungen auf niemand Rücksicht nehmen kann und vollständig unparteiisch vorgehen muß.

Also damals ließ sich Lozen im Eifer der Rede hinreißen, eine so lebhafte und genaue Schilderung über die Art und Weise des geschehenen Einbruchs — selbst in den kleinsten Details — zu geben, die mich stutzig machte. Noch mehr stutzte ich aber, als ich, bei einer Bewegung Lozens, auf dessen rechter Hand, gerade auf der sogenannten „Maus“ eine größere Hautschwellung wahrnahm. Durch die Lage der „Maus“ sind nun, wie Sie wissen, Verletzungen daran, wenigstens solche, die Schwellungen hervorrufen, wie durch Brand oder Druck, sehr selten. Auf dem ersten Blick sah ich, daß es sich bei Lozen um eine Druckblase handelte. Solche entstehen dort in den weitaus meisten Fällen dann, wenn man längere Zeit einen Hebel oder dergleichen benutzt hat. Meinen ferneren damaligen Gedankengang brauche ich Ihnen wohl nicht zu erklären, wenn Sie daran denken, daß der Schrank, aus dem die angeblichen Dokumente entwendet wurden, nach der so anschaulichen Schilderung Lozens, haupt-

fächlich durch die Wirkung eines Hebels erbrochen worden war. Weitere Beobachtungen konnte ich nicht machen, da Lozen aufmerksam wurde und plötzlich seine Erzählung unterbrach. Ich mußte, um ihn nicht mißtrauisch zu machen, zu einer Notlüge greifen. Du weißt wohl noch, Bruno, welche tieffinnige Bemerkung ich über die beiden Pendantbilder „Bismarck“ und „Moltke“ bei dieser Gelegenheit machte.

Nach diesem Vorfall beschloß ich, Lozen im Auge zu behalten.

Dann verstärkte sein sonderbares Benehmen während der Bahnfahrt meinen Verdacht noch, wie er hartnäckig die Portierleute beschuldigte, welche doch zweifelsohne ihr Alibi nachgewiesen hatten.

Alles dieses hätte natürlich nicht genügt, um Lozen ohne weiteres nun für den Täter zu halten. Auch bilde ich mir nie ein festes Urteil, ehe ich den Tatort besichtigt habe.

Der Tatbestand aber dort wies nun offenkundig darauf hin, daß der Verbrecher ein sehr schwächlicher Mensch gewesen sein mußte. Ferner konnte ich ersehen, daß sich der Dieb die Spitze seines rechten Stiefels oder Schuhs lüdiert hatte. Beides paßte vollkommen auf Lozen!“

„Bitte,“ unterbrach ich hier, „wie bist Du zu diesen letzten Annahmen gekommen?“

„Wenn ich noch öfter unterbrochen werde, werden wir heute nicht mehr aus den Kleidern kommen. Es ist gleich zwei Uhr, und um elf geht unser Berliner Zug. Die Sache ist ganz einfach. Der erbrochene Schrank, oder besser, die Truhe, ist

nicht so schwer, wie man auf den ersten Blick meinen sollte. Vielmehr überzeugte ich mich, daß keine übermäßige Kraft dazu gehörte, sie ein Stückchen fortzubewegen. Der Dieb brachte dies aber nicht fertig, woraus man leicht körperliche Schwäche folgern konnte. Dann sah ich auf der Seite, wo der Täter — Kräftemangel halber — es vergebens versucht hatte, das Spind von der Wand abzurücken, also rechts, an dem der Wand am nächsten befindlichen Fußfloß ein winziges Stück Schuhleder kleben. Offenbar hatte der Dieb bei dem Versuch die Truhe etwas angehoben. Sie war ihm zu schwer und entglitt seinen Händen. Dabei wurde die Klappe seines — der Situation nach zu urteilen — rechten Schuhzeuges gestreift und ein Stückchen Leder mit fortgerissen.

Ein einfaches Experiment, das ich unternahm, zeigte weiter, wie richtig meine Gedanken waren. Ich ging nämlich auf dieselbe Art und Weise zu Werke wie der Täter und versuchte die Schrankdecke zu zerstören, indem ich den Stiel der Art als Hebel benutzte. Das Ergebnis war das erwartete: Auf der Maus meiner rechten Hand begann sich durch die fortgesetzte Druckwirkung eine ebensolche Blase zu bilden, wie ich sie bei Lozen gesehen hatte.

Aber ein Umstand mußte noch hinzukommen, um meiner Theorie von Lozens Täterschaft die größte Wahrscheinlichkeit zu verleihen. Es ist sicher ein auffälliges Benehmen, wenn ein gesunder Mensch es an einem heißen Sommertag gelegentlich eines kleinen Weges für nötig hält, sich mit einem schweren Reisemantel zu belasten, — wohlgemerkt, einen Reisemantel, den man doch bei einer solchen

Gelegenheit nicht zu benutzen pflegt. So verfuhr aber Loken am Tattage. Wie die Sache hier nun lag, wurde dieses Benehmen direkt zu einem schweren Verdachtsmomente, durch eine Schlußfolgerung, die jedes Kind zu ziehen vermag. Nicht wahr, Inspektor?“

Setter hatte Warfs Ausführungen mit würdevollem Nicken begleitet. Als Warf mir vorhin auf meine Frage Auskunft erteilt hatte, konnte Setter nicht umhin, durch ein vernehmbares „Aber das ist doch ganz selbstverständlich“ meine schwere Auffassungsgabe zu bemitleiden. Ich wunderte mich daher ein wenig, daß er bei seiner Auffassungsgabe jetzt auf Warfs direkte Frage starr seine Fingernägel betrachtete und schwieg. Jedenfalls aber nur, um dadurch ostentativ zu zeigen, daß er kein Kind sei.

„Die Schlußfolgerung ist sehr einfach,“ fuhr Warf fort, „wenn man sich nur erst vorher gefragt hat, wie Loken — angenommen, er sei der Täter — an jenem Tage die Papiere beiseite gebracht haben könnte. Daß er sie schon vor dem fingierten Einbruch hatte verschwinden lassen, schien — eine unerwartete Rückkunft des Professors hätte dann Loken in die größte Verlegenheit bringen können — ziemlich ausgeschlossen. Hatte er die Dokumente offen vor aller Augen davongeschleppt? Unmöglich! Das war mit zu großer Gefahr verbunden. Aber wie hatte er die Papiere verborgen halten können? Das starke Bündel mit den Quadratmeter großen Zeichnungen darunter ließ sich nicht leicht auf unauffällige Weise unsichtbar machen. Da brauchte man nur an den Mantel zu denken, und das Rätsel war gelöst. Das scheinbar sehr überflüssige Bekleidungs-

stück hatte einen Zweck zu erfüllen. Lozen hatte den Mantel mitgenommen, um unter dem Schutze der langen und weiten Pelerine die Schriftstücke ungestört fortschleppen zu können!“

„Ja, dann müssen Sie aber von vornherein gewußt haben, daß Lozen den Mantel am Tage der Tat benutzt hat!“ rief der Professor erstaunt aus. „Wie kamen Sie denn sofort darauf? Als wir Sie damals in Berlin aufsuchten, trug Lozen allerdings den Reisemantel, aber deshalb — — —“

„Und das trug mit zu seiner Entlarvung bei!“ unterbrach ihn Warf. „Bei jener Gelegenheit nahm ich an dem Kleidungsstück einen eigentümlichen Lack- und Farbengeruch wahr. Später, hier in Feldheim, fiel mir bei dem Garderobenschrank, der sich im Observatorium befindet, genau derselbe Geruch auf, — es ist mir gelungen, meine Nase so auszubilden, daß eine Täuschung in dieser Hinsicht ausgeschlossen war. Ich folgerte, daß der Mantel im Schranke gehangen hätte. Er konnte aber erst am Morgen der Tat hineingetan worden sein, weil zu diesem Zeitpunkt das Spind erst von der Reparatur zurückkam! So mußte ich zu meinem Resultate kommen. Allerdings wären noch andere Erklärungen annehmbar gewesen, wenn zum Beispiel das warme Wetter ganz plötzlich in der Ritalauer Gegend eingesetzt hätte. Auf meine Erkundigungen aber erhielt ich die Auskunft, daß diese Witterung bereits lange Zeit andauerte!“

Schließlich stimmten die Folgerungen, die ich aus allen Tatsachen zusammen zog, völlig mit der Erklärung überein, welche man eigentlich nur für den sonderbaren Umstand finden konnte, daß sich

der sonst äußerst wachsame Hoshund während der Tat ganz ruhig verhalten hatte; nämlich, daß der Täter dem Hund bekannt war. Ich schränkte diese Verallgemeinerung ein und sagte mir, der Bekannte ist Loken.

Anfangs vermutete ich, Loken hätte die Dokumente in seinen Besitz gebracht, um nach Vollendung der Arbeit ihre Früchte sich allein zukommen zu lassen.

Wo hielt der Doktor aber die Papiere verborgen? Zog ich in Betracht, daß er nach der Tat unvermutet seinem Onkel und dem Inspektor begegnete, mit welchen er nach Hause ging, konnte ich annehmen, daß er — ohne sich für später verdächtig zu machen — keine Zeit mehr hatte, die Schriftstücke irgendwie zu verstecken und sie daher mit nach seiner Wohnung nehmen mußte. Dort waren sie aller Voraussicht nach noch, denn Loken war an jenem Abend so lange in Gesellschaft der beiden Herren, bis er durch den früher als erwartet zurückgekehrten Professor aufgeschreckt wurde. Mit diesem bestieg dann bald darauf der Doktor den Eisenbahnzug nach Berlin. Er hatte also keine Gelegenheit mehr, die Papiere anderweitig unterzubringen und mußte sie wohl oder übel in der Wohnung zurücklassen. Übrigens durchaus nicht der schlechteste Ort, da man dort wohl die Dokumente zuallerlezt gesucht hätte.

Um Loken nun zu entlarven und mir gleichzeitig die Papiere in die Hände zu spielen, griff ich zu einem einfachen Mittel. Am ersten Morgen meines hiesigen Aufenthaltes ließ Setter nämlich aus begreiflichem Interesse durch einen Boten bei mir nach dem Stand der Angelegenheit fragen. Ich

theilte ihm mit, meiner Ansicht nach wären die Dokumente im Hause des Polizeidirektors Franke verborgen worden. Er, Setter, möchte daher am Nachmittage dort eine gründliche Hausfuchung abhalten lassen, falls er bis um vier Uhr von mir keine anderweitige Nachricht erhalten hätte. Nachfragen in dieser Angelegenheit möchte er aber vorläufig durch ausweichende Antworten aus dem Wege gehen. Ich wußte, daß Setter, der schon oft mit mir zusammengearbeitet hatte, auch ohne weitere Erklärung von mir, meinem Wunsche nachkommen würde!

„Bedingungslos, bedingungslos!“ fühlte sich der Inspektor verpflichtet eifrig einzuschalten.

„Die Hausfuchung,“ fuhr Warf fort, „sollte nur im Notfalle stattfinden.“ Wie ich vorauszusehen glaubte, würde sie überflüssig werden. Und richtig! Kaum hatte ich Ihnen meine Unterredung mit Setters Boten mitgeteilt, aber im umgekehrten Sinn — nämlich, daß Setter auf der Spur des Diebes wäre und die Durchfuchung des Frank'schen Hauses für nötig hielt — geschah, was ich erwartet hatte: Loken brach schleunigst auf, um die jetzt dergestalt gefährdeten Papiere aus ihrem Verstecke zu entfernen.

Unbemerkt folgte ich dem Doktor alsbald. In Kitau eilte er sofort seiner Wohnung zu. Nach einiger Zeit erschien er wieder. Er hatte ein umfangreiches Paket — ohne Zweifel die Dokumente — bei sich. Vorsichtig umherspähend schlug er den Weg nach dem Bahnhof ein. Hinter einem Pfeiler verborgen hörte ich ihn am Schalter ein Billet nach Zernberg fordern, um, als er außer Sicht war, ein

gleiches zu tun. Ein paar Minuten später saßen wir beide, ohne daß Loken etwas von meiner Anwesenheit ahnte, im Bummelzug und rollten dem genannten Orte zu.

Sie, Herr Professor, kennen jedenfalls die hiesige Gegend und wissen, daß Zernberg, ein kleiner Ort drei Viertelstunden westlich Ritauß, an der äußersten Nordseite von dem Flüsschen Berne berührt wird. Dorthin lenkte der Doktor seine Schritte, nachdem er den Zug verlassen hatte. Ich natürlich immer hinterher. Wir verließen das Städtchen und näherten uns über freies Feld hinweg dem Flußufer. Hier angekommen, machte Loken halt und sah sich forschend nach allen Seiten um. Als er niemand bemerkte — ich lag hinter einer kleinen Bodenerhebung flach auf der Erde ausgestreckt —, nahm er einen großen Stein auf und band diesen mittelst starken Bindfadens mit dem Paket zusammen. Dann holte er weit aus und schleuderte das Bündel ins Wasser, um, nachdem er sich überzeugt hatte, daß der Stein seine Schuldigkeit tat, davonzueilen. Kaum war er verschwunden, richtete ich mich auf. Sein Benehmen war mir zunächst unverständlich. Selbst wenn er die Papiere für sich allein retten wollte, schien mir das Wasser ein durchaus ungeeigneter Aufbewahrungsort für eine wissenschaftliche Arbeit. Doch gleichviel, — ich mußte die Dokumente haben.

Ich überlegte, tief konnte das Flüsschen, besonders im Sommer nicht sein. Kurz entschlossen warf ich Rock und Weste ab, entledigte mich meiner Stiefel, biß die Zähne zusammen und sprang in das nicht allzu appetitlich aussehende Wasser.

Das Glück wollte mir wohl; der Stein war unweit des Ufers niedergefallen. Verschwommen konnte ich das Bündel unten auf dem Flußgrunde noch erkennen. Es ergreifen und wieder das Ufer erklimmen war das Werk weniger Sekunden. Ich ging sofort an die Untersuchung der Papiere. Und nun, Herr Professor, glauben Sie mir, meine Verblüffung war nicht kleiner als die Ihre, nachdem ich gesehen hatte, daß die „wissenschaftliche Arbeit“ nur aus einigen mathematischen Formeln, hauptsächlich aber aus unbeschriebenem Papier bestand. Die Zeichnungen entpuppten sich später, neben wenigen wahllos hingeworfenen Skizzen, als abgepaust!

„Trotz allem sonstigen Raffinement ein grober Fehler von Loken, die Papiere auf solche Art aus dem Wege bringen zu wollen!“ bemerkte Inspektor Setter.

„Ich wüßte nicht, worin der Fehler bestehen sollte!“ entgegnete Warf achselzuckend. „Sie haben anscheinend vergessen, daß Loken sich von jedem Verdacht bis vor ganz kurzer Zeit frei wähnte. Als er sich vorhin vom Gegenteil überzeugen mußte, war es für ihn zu spät. Zu jener Zeit glaubte er nur der indirekten Gefahr, die ihm, durch zufällige Entdeckung der Dokumente bei ihm, drohte, begegnen zu müssen. Er trachtete danach, sie so schnell wie möglich loszuwerden und schlug dazu den kürzesten Weg ein, der sich ihm jedenfalls bot. Er rechnete wohl darauf, daß Wasser, Sand und Fische die Papiere bald bis zur Unkenntlichkeit zerstört haben würden. Vielleicht wollte er aber auch das dem Wasser Anvertraute zu einem gelegeneren Zeit-

punkt wieder herausfischen, um dann — in aller Ruhe — die Vernichtung gründlich vorzunehmen.

Wie dem auch sei, ein solcher Gedanke veranlaßte mich damals, einige Zeichnungen und Blätter lose mit dem Stein zusammenzubinden und wieder ins Wasser zurückzuwerfen. Forchte nun Loken wirklich einmal nach dem Verbleib des versenkten Bündels und fand dann nur diesen Überrest, so konnte er annehmen, daß die Schnur sich aus irgend einem Grunde gelockert hätte und die anderen Papiere daher fortgetrieben wären. So vermied ich, daß Loken etwa auf den Gedanken kam, man wäre auf seiner Spur, was vorläufig unter keinen Umständen geschehen durfte.

Denn daß hier ein dunkleres Spiel, als ich bis dahin ahnte, getrieben wurde, war mir klar. Nur ein verbrecherisches Ziel konnte Loken im Auge haben, der jahrelang wissentlich den Professor mit einer wissenschaftlichen Entdeckung mystifizierte.

Wissentlich von Anfang an, denn aus den aufgefundenen Papieren ging genugsam hervor, daß der Doktor sich nicht etwa geirrt hatte, und, da er sich nun scheute seinen Irrtum einzugestehen, die ganze Angelegenheit auf diese sonderbare Weise zu Ende bringen wollte.

Was bezweckte aber Loken mit seinem Betrage? Offenbar hatte er ihn in Szene gesetzt, um ständig Zutritt in Feldheim oder genauer zum Observatorium zu haben. Ja, darüber zerbrach ich mir vergebens den Kopf, bis Loken selbst, ohne es zu ahnen, mich auf die richtige Fährte brachte. Für jetzt beschloß ich Setter zu benachrichtigen,

die Hausſuchung zu unterlaſſen. Jedenfalls hatte ich erreicht, was vorläufig zu erreichen ge-
weſen war.

Am Spätnachmittage deſſelben Tages ſuchte ich mit meinem Freund das Obſervatorium auf, um ihn einige intereſſante Geſtirne zu zeigen. Wir beobachteten ſchon längere Zeit, als plötzlich der Doktor erſchien, uns barsch anfuhr, meinen Freund vom Inſtrument wegzog und es von Oſten, in welcher Richtung wir das Fernrohr eingeteilt hatten, nach Weſten herumdrehte. Dann brachte er — vor Aufregung noch ſtotternd — eine Ausrede als Entſchuldigung für ſein Benehmen hervor. Um ihn nicht ſtutzig zu machen, ließ ich ſie auch ſcheinbar gelten. Später begaben wir uns nach dem Guts-
hauſe zurück, während Lozen noch auf der Stern-
warte blieb, angeblich, um noch Beobachtungen an-
zuſtellen. Nach dem Vorhergegangenen hatte ich dem Doktor natürlich kein Wort geglaubt. Ich ſuchte vielmehr die Beweggründe zu Lozens auf-
fälligem Benehmen ganz wo anders. War es nicht vorhin ſeine erſte Sorge geweſen, die Richtung des Fernrohres zu ändern? Stand das Inſtrument in irgend einem Zuſammenhang mit Lozens Geheim-
nis? Ein paar Minuten darauf ſtand ich am Fenſter unſeres, dem Obſervatorium gegenüberliegenden Zimmers. Mit Hilfe meines Feldstechers konnte ich deutlich wahrnehmen, was drüben auf der Warte vorging. Lozen war gerade dabei, das Fernrohr höher zu richten. Dann bewegte er es in kurzen Zeitabſtänden auf und nieder. Schließlich hielt er inne, zog einige Zeitungsblätter aus der Taſche und ſetzte ſich nieder, um zu leſen, ohne dem Himmels-

gewölbe, daß er doch betrachten wollte, noch einen fernerem Blick zu schenken.

Nachdem ich dieses sonderbare Gebaren mit angesehen hatte, wurde mir klar, daß Lokzen sich unter falschem Vorwand hier Zutritt gesichert hatte, um — nach einem für diesen Zweck besonders erdachten System — irgendwelche Nachrichten an irgendwelche Personen übermitteln zu können. Welchen Sinn diese Nachrichten hatten oder wer die Personen waren, konnte ich allerdings noch nicht sagen. Lange Zeit zum Nachdenken verblieb mir nicht, denn der Doktor verlöschte jetzt drüben die Lampen und schickte sich an, die Warte zu verlassen. Um noch vor Lokzen dort zu sein, begab ich mich sofort nach dem Speisezimmer hinunter, glaubend, daß ich für diesen Tag nicht mehr weiter kommen würde.

Ich irrte mich! Der Abend brachte mir noch des Rätsels Lösung! Wie Schuppen fiel es mir von den Augen, als Inspektor Setter in später Stunde vorsprach und uns von seinem Erfolg berichtete. Ich hätte nicht noch nötig gehabt, Lokzen anzusehen, der wie das verkörperte böse Gewissen dasaß und erst etwas aufatmete, als er hörte, daß es den Schmugglern gelungen sei, zu entkommen, um zu wissen, wo ich den Schlüssel zu all den vorausgegangenen Vorgängen zu suchen hatte. Die Erregung Lokzens am Nachmittag, als er uns auf dem Observatorium vorfand, war mir jetzt wohl erklärlich.

Der Doktor wußte, daß Setter einen Patrouillengang nach dem „Ruhgrund“ plante. Gemäß der Verabredung, die Lokzen mit seinen Genossen

getroffen hatte, mußte das Fernrohr nun dahin, nach Westen zeigen, falls dieser eigentümliche Telegraph überhaupt in Betrieb gesetzt werden sollte. Dies lag aber, wie ich glaube, meiner Anwesenheit wegen gar nicht in Lokens Sinn. Erhielten die Schmuggler nämlich gar kein Zeichen, so unternahmen sie natürlich auch nichts, und wie die Dinge damals lagen, war es eben das beste für sie, sich eine Zeitlang ruhig zu verhalten. An jenem Nachmittag hatten wir aber zu unseren Beobachtungen das Fernrohr aus seiner Ruhelage nach Osten gerichtet und damit unbewußt die Schmuggler in eine Falle gelockt. Die Pascher hatten in der zufälligen Stellung des Instrumentes die Benachrichtigung erblickt, daß die Zollbeamten an dem östlichen Teil der Grenze, also vielleicht in der Gegend des „Pfeifenweges“, tätig waren und die Wege im Westen daher frei wären. Loken mag daher, fast mit Sicherheit konnte er die Folgen voraussehen, keinen kleinen Schreck bekommen haben, als er dergestalt „seinen“ Telegraph in Tätigkeit sah! Daß diese Gefahr sehr nahe lag, wenn uneingeweihte Personen einmal das Instrument benutzten, hat Loken anscheinend übersehen.

„Das glaube ich nicht“, unterbrach Professor Rankoff. „Durch unsere Vereinbarung, die ich selbst damals angeregt hatte, war es ganz ausgeschlossen, daß ich, solange wir irgendwie zusammenarbeiteten, einem Dritten, der uns nur stören konnte, den Eintritt ins Observatorium gestattet hätte. Außerdem war auch gar nicht anzunehmen, daß sich jemand zu einer derartigen Bitte befugt hielt, da ich infolge meines abgeschlossenen

Lebens mit Fremden sehr wenig in Berührung komme.

Es kam also überhaupt nur eine Person in Betracht und die war — ich. Ganz abgesehen davon aber, daß Lozen die Warte als sein ausschließliches Arbeitsfeld beanspruchte, war ich mit meiner Arbeit so beschäftigt, daß ich mich um das Observatorium gar nicht kümmerte. Selbst den einzig vorhandenen Schlüssel zur Tür nahm der Doktor, der ihn mir zuerst immer, wenn er Feldheim verließ, wieder zurückgab, später ganz an sich. Ohne daß mir dies aufgefallen wäre. Mein Vertrauen zu Lozen war eben leider unbeschränkt! Als nun gar vor einem Jahre ein ernstes Augenleiden bei mir ausbrach — die Berufskrankheit der Astronomen, Herr Warf —, war an eine wirkliche Benutzung des Fernrohrs für mich nicht zu denken, selbst jetzt noch nicht, trotz der eingetretenen Besserung. Lozen brauchte also in jener Beziehung von meiner Seite aus keine Gefahr zu befürchten! Den Zwischenfall damals mit Ihnen, Herr Warf, mußte er für das halten, was er auch wirklich war, für reinen Zufall, mit dessen Wiederholung Lozen — eben weil es ein Zufall war — unter denselben Umständen, und noch dazu, wenn wieder normale Zeiten eingetreten waren, nicht glaubte rechnen zu müssen!“

„Sie mögen recht haben!“ entgegnete Warf nachdenkend. Er fuhr fort: „Trotzdem der Doktor so schnell wie möglich danach trachtete, die Zufallsstücke wieder gut zu machen und schleunigst das Fernrohr aus der verhängnisvollen Ostrichtung nach Westen umwandte, waren seine Befürchtungen nur zu berechtigt gewesen. Die Schmuggler, durch ihre

stets gelungenen Unternehmungen übermütig geworden, dachten nicht im geringsten mehr an die Möglichkeit eines Irrtums oder einer Täuschung. Sie ließen jede Vorsicht außer acht und kümmerten sich nicht weiter um ihren „Telegraphen“, nachdem sie, die wohl stets auf dem Ausguck waren, die erste, unbeabsichtigte Nachricht empfangen hatten. Die zweite Nachricht — Lokens Warnung — wurde daher gar nicht mehr beachtet. So kann ich es mir wenigstens nur erklären, daß die Pascher derart von Setter und seinen Leuten überrascht werden konnten und, alle Waren im Stich lassend, nur mit knapper Not entkamen. Nach schärfster Überlegung boten sich mir nun fünf Wege, um ans Ziel zu gelangen. Ich wählte vorerst den einfachsten: was das erste Mal Zufall gewesen war, sollte das zweite Mal Berechnung sein. Vor allem mußten sich aber die Schmuggler erst wieder in voller Sicherheit glauben. Um dies zu erreichen, reiste ich am nächsten Morgen ab, wozu mir die erhaltene Depesche den besten Vorwand gab. Nach meiner Rückkehr aus Dänemark glaubte ich genug Zeit verflossen und nahm die Angelegenheit wieder auf. Brieflich verabredete ich alles Nötige mit Setter und traf dann heute abend hier ganz unerwartet ein. Dank den guten Vorbereitungen verlief alles nach Wunsch.

Der Inspektor hatte Loken am Vormittag gesprächsweise erfahren lassen, daß er am Abend mit allen verfügbaren Beamten einen großen Streifzug nach dem „Pfeifenweg“ unternehmen würde. Die Folgen dieses Gesprächs waren, daß Loken am Abend auf dem Observatorium wieder „Beobach-

tungen“ anstellte. Natürlich war dabei das Fernrohr nach Osten, der Richtung des „Pfeifenweges“, gerichtet.

Als der Doktor unsere plötzliche Anwesenheit gewahr wurde, war er wohl erstaunt, fühlte sich aber viel zu sicher, um irgend einen Verdacht zu schöpfen. Es fiel auch nicht weiter auf, als ich mich gelegentlich entfernte, angeblich um mir mein Zigarrenetui zu holen. In Wirklichkeit eilte ich nach der Sternwarte, ließ mir diese von dem Portier öffnen und stellte oben das Fernrohr nach Westen um. Der Sicherheit wegen entzündete ich dann ein mitgebrachtes rotes bengalisches Feuer. Die Schmuggler hätten blind sein müssen, wenn sie das Signal, das sie für ein an sie gerichtetes Warnungszeichen ihres Führers halten mußten, übersahen.

Ganz abgesehen davon, daß sie, durch ihren ersten Mißerfolg belehrt, jedenfalls von da ab während jeder Aktion das Observatorium ständig im Auge behielten, um nicht etwa wieder eine Nachricht zu übersehen.

Nun, die Pascher faßten mein Signal so auf, wie ich es haben wollte. Irr geworden, glaubten sie jetzt die Beamten im Westen und versuchten in der entgegengesetzten Richtung beim Pfeifenweg den Grenzübergang. Hier gingen sie so gründlich in die Falle, daß auch nicht einer von ihnen mehr entfliehen konnte und sie sämtlich von den im Hinterhalt liegenden Leuten des Inspektors festgenommen wurden! Das waren alle Phasen Ihrer Angelegenheit, Herr Professor, bis zu ihrer völligen Aufklärung.“ Warf wollte sich erheben.

Ich glaubte jetzt aber den Augenblick gekommen, um auch einmal mein kriminalistisches Talent leuchten zu lassen. Als intimer Freund des berühmten Detektivs fühlte ich mich sogar halb verpflichtet, zu zeigen, daß ich „im Fache“ nicht ganz unbewandert war. „Weshalb hast Du Dir eigentlich die Sache so umständlich gemacht?“ begann ich daher. „Die ganze Fernrohrtelegraphie mit bengalischer Beleuchtung heute abend hätte doch unterbleiben können, wenn der Herr Inspektor dem Doktor Lozen das Ziel des Patrouillenganges falsch angegeben hätte. Er konnte doch zum Beispiel den „Pfeifenweg“ als Ziel bezeichnen, während er in Wirklichkeit den „Ruhgrund“ besetzen ließ. Lozen hätte dann seine Komplizen falsch benachrichtigt, und diese wären dem Beamten direkt in die Arme gelaufen. Also der gleiche Erfolg, aber bei bedeutend einfacherer Ausführung!“ schloß ich eifrig.

„Einfacher für uns, und einfacher für Lozen — allerdings!“ entgegnete Warf. „Auf solche Art und Weise hätten wir zwar die Bestrafung der Bandenmitglieder erreicht. Ihr Haupt aber, Lozen, wäre höchstwahrscheinlich straflos ausgegangen!“

Als er mein erstauntes Gesicht sah, setzte Warf hinzu: „Wodurch kann man denn Deiner Ansicht nach Lozen beweisen, daß er mit den Schmugglern in Verbindung stand?“

„Nun,“ erwiderte ich verblüfft, „der Schwindel mit der angeblichen Entdeckung. Die Aussage der verhafteten Pascher — —“

„Du irrst Dich!“ unterbrach mich mein Freund. „Lozen hätte als Entschuldigung für seinen Betrug schon irgend eine harmlose Erklärung gefunden.“

Strafbar hat er sich durch diesen allein nicht gemacht, da niemand benachteiligt worden ist. Die ideale Benachteiligung Professors Rankoffs dürfte kaum als eine solche im Sinne des Gesetzes gelten. Und die Schmuggler? Die werden jede Gemeinschaft mit Loken rundweg ableugnen! Ich kenne die Maximen dieser Verbrechergesellschaften. Nach einer festen Satzung haben die freibleibenden Mitglieder für die Familien der Gefangengesetzten zu sorgen. Wehe dem, der sich dieser Pflicht entzieht. Nun glaubst Du doch nicht etwa, daß die Pascher den einzigsten, der Chancen hat, straflos auszugehen, und der noch dazu ihr Anführer, also sicher der Vermögendste unter ihnen ist, durch ihre Aussagen ins Verderben stürzen werden. Schon allein aus Rücksicht auf ihre Familien werden sie schweigen. Aber auch ohnedies befinden sich selten Verräter unter ihnen. Ich mußte mir also noch einen starken, gegen Loken zeugenden Beweis schaffen. Zu diesem Zweck waren heute abend längst der ganzen Grenzstrecke Beamte verborgen. Durch ihre Aussagen wird bewiesen werden, daß die Pascher schon auf dem Wege zum „Ruhgrund“ waren — ich hatte natürlich mit Setter die Zeit genau verabredet —, aber sofort nach dem Pfeifenweg umkehrten, als das weithin wahrnehmbare Notsignal auf dem Observatorium erschien! Ich konnte daher nach Deiner Idee nicht handeln. Sonst ist sie allerdings sehr schön und sehr einfach. Du hast eben bloß ein paar Kleinigkeiten übersehen“, setzte Warf ernsthaft hinzu. Ein gewisses Schmunzeln aber, das dabei über seine Gesichtszüge glitt, gefiel mir durchaus nicht, und nicht mit Unrecht nahm ich wohl an, daß

ich bei meinem Ausflug ins Kriminalistische nicht so gut abgeschnitten hatte, wie ich es wollte!

Es war mir daher ganz angenehm, daß Setter und der Professor, die jetzt voneinander Abschied nahmen, unserer Zwiesprache nur halb gefolgt waren. Die beiden Gendarmen wurden herbeigerufen, um Loken, der das ganze Gespräch mit angehört hatte, ohne auch nur eine Miene zu verziehen, hinauszuführen.

Warf wandte sich zu ihm: „Haben Sie nun eingesehen, lieber Doktor, daß es das Beste für Sie ist, ein offenes Geständnis abzulegen und nicht Ihre Richter durch zweckloses Leugnen zu erbittern? Merken Sie sich das für etwa eintretende künftige Fälle: halbe Arbeit tut Thomas Warf nicht! So! Die Sache mit dem Messer vorhin wollen wir nur auf sich beruhen lassen!“

„Das mit dem Messer geschah in der Aufregung und war eine Dummheit, für die ich Sie nachträglich um Entschuldigung bitte“, entgegnete Loken ruhig. Als Warf hier ein spöttisches Lächeln nicht unterdrücken konnte, setzte der Doktor kalt hin: „Glauben Sie nicht etwa, daß ich eine moralische Mohrenwäsche vornehmen will. Solche Tätlichkeiten sind einfach gegen meine Prinzipien. Sie haben recht. Für diesmal sind Sie auf der ganzen Linie Sieger. Sie können aber versichert sein, daß Ihnen der Sieg nicht so leicht geworden wäre, hätte ich nicht die Unvorsichtigkeit begangen, zu glauben, Sie hätten von Anfang an jenen russischen Bekannten des Professors Sandprinz oder wie der Mensch heißt, ernstlich in Verdacht gehabt und verfolgten dessen Fährte. Ihre plötzliche Abreise damals und Ihre

ebenso plötzliche Ankunft heute bestärkten mich leider nur noch in meinem Glauben. Sonst hätte die Geschichte vielleicht doch noch ein anderes Ende genommen.

„Strandzinsky meint er!“ rief der Professor zornig. „Und Sie Glender hätten gegebenenfalls einen Unschuldigen für sich leiden lassen!“

„Dazu wäre es kaum gekommen“, meinte der Doktor gelassen. „Der Mann hätte jedenfalls sein Alibi nachweisen können. Inzwischen wäre aber hier jede Spur verweht gewesen, und das war schließlich für mich die Hauptsache!“

Professor Rankoff warf ihm einen Blick zu, der ihm seinen ganzen Abscheu ausdrücken sollte. „Das soll mir eine Warnung sein“, meinte er erregt zu Warf. „Wie leicht hätte ich einen Unschuldigen durch meine unüberlegten Verdächtigungen ins Unglück stürzen können!“

„In diesem Falle brauchen Sie sich keine Vorwürfe zu machen, Herr Professor!“ erwiderte Warf. „Ihr Bekannter kam für mich nie als Täter in Betracht. Ich wollte damals nur den Anschein erwecken, als ob dies der Fall wäre. Sie erinnern sich, daß ich nach Ihrer Schilderung anfangs ein Gelegenheitsverbrechen annahm — eine Ansicht, die Loken, dem viel daran lag, mich fern zu halten, fleißig unterstützte — und jede Hilfeleistung ablehnen wollte. Aus bekannten Gründen änderte sich aber meine Überzeugung nachher und ich war fest entschlossen, mich Ihrer Sache anzunehmen. Vorsichtshalber aber, um Loken nicht mißtrauisch zu machen, suchte ich nach einer Motivierung meines plötzlichen Meinungsumschlages. Da kam mir Ihre

Verdächtigung bezüglich des Petersburger Bekannten sehr gelegen, der gesuchte Vorwand war nun gefunden. Scheinbar stimmte ich Ihnen daher auch zu, trotzdem ich bestimmt wußte, daß der Mann das Verbrechen nicht begangen hatte, — gar nicht begangen haben konnte!“

„Das wußten Sie damals schon?“ fragte Rankoff erstaunt. „Und dies, nachdem ich Ihnen sein Benehmen als so verdächtig geschildert hatte?“

„Das läßt sich ganz einfach erklären“, lächelte Warf. „Wenn Sie mich angehört haben, werden Sie finden, daß sein Benehmen an jenem Sonntag nur ganz der Situation angemessen war. Also: Vor einiger Zeit wurde ich mit der Verfolgung eines Verbrechens politischer Natur betraut. Im Verlauf dieser Angelegenheit kam ich, wie das so oft geschieht, ganz nebenbei einem zweiten Verbrechen auf die Spur. Ich entdeckte nämlich eine Verschwörung, die sich gegen sämtliche Mitglieder des russischen Zarenhauses richtete. Da ich nun einmal von der Sache Kenntnis hatte, hielt ich es für meine Pflicht, die diesbezüglichen Instanzen zu unterrichten. Darauf blieb lange Zeit alles still. Erst am Tage vor Ihrer am Mittwoch erfolgenden Ankunft in Berlin, Herr Professor, also am gleichen Tage, Dienstag, wo in Feldheim der angebliche Dokumentenraub vor sich ging, ließ man mich unter höflichen Dankesworten usw. wissen, daß es am vorigen Tag, also Montag, vormittags — am Nachmittag sollte der Anschlag ausgeführt werden — gelungen sei, das Komplott unschädlich zu machen. Solange hatte man jedenfalls gewartet, um dann

die Verschwörer mit einem Schlage vernichten zu können.

„Es wird die Gerechtigkeit nunmehr ihren Lauf nehmen“, hieß es an einer Stelle. „Welchen Lauf sie bei derartigen Verbrechen in Ihrem Vaterlande, Herr Professor, zu nehmen pflegt, werden Sie ja am besten wissen“, sagte Warf ernst. „Der Hauptverschwörer“, setzte er hinzu, „war ein Professor der Chemie und hieß — — —!“

„Um Gotteswillen, doch nicht etwa — — —!“ rief der Professor, unwillkürlich kreidebleich werdend.

„Allerdings! Ich sagte Ihnen bereits an jenem Tage, er wäre einmal zuviel unruhig gewesen. — Der Hauptverschwörer hieß Nikolaus Strandzinsky.“

